

7. Glaubenszuschreibungen und Glaubensinhalte

Nach diesen langen Betrachtungen zur Repräsentation der Statik und Dynamik rationaler doxastischer Zustände und der darin anzutreffenden Begründungsstrukturen machen wir nun einen großen Sprung zu einem anderen, aber ebenso grundlegenden Thema. Erinnern wir uns an die einleitend angegebene Grundrelation der Erkenntnistheorie:

a glaubt zu t im Grade r , daß p .

Die Glaubensgrade und alles, was daran hängt, haben wir behandelt; nun gilt es, auf den Parameter p und mithin auf die Glaubensinhalte ausführlicher einzugehen. Bislang haben wir p als Parameter für Informationsgehalte aufgefaßt, die wir als Teilmengen eines abstrakten Möglichkeitsraums charakterisiert hatten. Diese müssen wir nun genauer unter die Lupe nehmen, was unweigerlich auch sprachphilosophische Betrachtungen einschließen wird.

Was also sind Glaubensinhalte, d.h. die Gegenstände der Glaubensrelation, für die der Parameter p steht? Diese Frage müssen wir zunächst einer vielleicht überraschenden, aber für alles weitere wesentlichen Transformation unterziehen. Sie ist nämlich vorderhand dieselbe Frage wie die folgende: Was sind die Substitutionsbedingungen *salva veritate* in Glaubenskontexten? Diese Transformation gilt es zunächst zu verstehen:

Glaubenskontexte werden von Sätzen der Form „ x glaubt, daß ...“ gebildet; d.h. in dem Satzschema

(1) a glaubt, daß p

steht p in einem Glaubenskontext. Was kann man nun für p *salva veritate*, d.h. ohne Änderung des Wahrheitswertes der gesamten Aussage, einsetzen oder substituieren? Offenbar Sätze, die den gleichen Glaubensinhalt wie p ausdrücken. Wenn also q den gleichen Glaubensinhalt ausdrückt wie p , dann ist mit (1) automatisch auch „ a glaubt, daß q “ wahr. Natürlich führt das gleich wieder zurück zu der Kernfrage: was ist ein angemessenes Kriterium für Gleichheit von Glaubensinhalten? Dennoch gewinnt

unsere ursprüngliche, sehr abstrakte Frage durch diese Transformation ersichtlich an Anschaulichkeit.

Ganz allgemein hängt die Frage, was in einem Kontext substituiert werden kann, von den Prädikaten ab, innerhalb derer substituiert wird. So sind etwa die Sätze „Der Mond ist rund“ und „Der Erdtrabant ist rund“ beide zugleich wahr, weil die Subjekte der Aussagen identisch sind; der Mond ist der Erdtrabant. In dem Kontext „... ist rund“ lassen sich eben Bezeichnungen für identische Körper füreinander substituieren, ohne daß dadurch der Wahrheitswert des Satzes verändert würde. Oder betrachten wir das Prädikat „... hat einen ungeraden Nenner“. Setzt man $3/5$ ein, erhält man eine wahre Aussage, setzt man $6/10$ ein, erhält man eine falsche Aussage, obschon $3/5 = 6/10$. Das macht klar, daß rationale Zahlen nicht Träger der Eigenschaft, einen ungeraden Nenner zu haben, sind; Brüche sind es (vorausgesetzt man betrachtet $3/5$ und $6/10$ als verschiedene Brüche). Anders sieht es hingegen mit dem Prädikat „... und ... haben 36 als kleinsten gemeinsamen Nenner“ aus; es nimmt in der Tat rationale Zahlen als Gegenstände, wie man daran sieht, daß es auf $3/4$ und $5/9$ ebenso zutrifft wie auf $6/8$ und $5/9$.

Betrachten wir nun wieder die philosophisch ganz umstrittenen Glaubenskontexte. Hier ist die Substitution heikel, und negative Feststellungen sind leichter zu treffen als positive. Der Gegenstand des Glaubens ist – so sagten wir –, was *salva veritate* substituiert werden kann. Also kann er schon einmal kein Wahrheitswert sein. Denn es mag gelten:

(2) Ich glaube, daß der Mond rund ist

Aber deswegen glaube ich noch lange nicht jeden anderen wahren Satz. Wäre der Gegenstand des Glaubens ein Wahrheitswert, so dürfte man in (2) für den wahren Satz „der Mond ist rund“ jeden anderen wahren Satz substituieren. Doch darf man das offensichtlich nicht. Das bedeutet, daß die Glaubensrelation nicht wahrheitsfunktional ist.

Noch eine negative Feststellung: Sei (2) wahr. Dann muß trotzdem nicht der Fall sein, daß ich auch glaube, daß der im visuellen Feld zweitgrößte Himmelskörper rund ist – denn es könnte mir unbekannt sein, daß der Mond der im visuellen Feld zweitgrößte Himmelskörper ist. Oder um ein altes Beispiel von Bertrand Russell zu zitieren: als George IV. fragte, ob Scott der Autor von *Waverley* ist, da wollte er sicher

nicht wissen, ob Scott Scott sei. Mithin darf man in Glaubenskontexten wie auch in Kontexten des Wissen-Wollens verschiedene koreferentielle Ausdrücke, die also denselben Gegenstand bezeichnen, nicht füreinander substituieren.

Quine hat die Terminologie eingeführt, wonach Kontexte, in denen koreferentielle Gegenstandsbezeichnungen *salva veritate* substituiert werden können, als *referentiell transparent* bezeichnet werden, und die übrigen Kontexte als *referentiell opak*:⁸⁸ Der Kontext „... ist rund“ ist mithin referentiell transparent, während Glaubenskontexte, wie gerade festgestellt, referentiell opak sind. Zu den referentiell transparenten Ausdrücken zählen auch Sachverhaltsbezeichnungen. Die Sätze „die Stadt, auf deren Gebiet die Uni Bielefeld liegt, ist die größte Stadt in Ostwestfalen“ und „die Stadt, in der das Stadion ‚Alm‘ heißt, ist die größte Stadt in Ostwestfalen“ stehen für denselben Sachverhalt, nämlich den, daß Bielefeld die größte Stadt in Ostwestfalen ist.⁸⁹ In den referentiell opaken Glaubenskontexten lassen sich diese Sätze aber nicht füreinander substituieren, womit gezeigt ist, daß so verstandene Sachverhalte auch nicht Inhalt von Überzeugungen sein können – ein drittes negatives Resultat.

Es kommt in Glaubenskontexten mindestens auf Bedeutungsgleichheit der füreinander substituierbaren Ausdrücke an – wobei hier ein vorthoretischer Sinn von „Bedeutung“ in Anspruch genommen wird.⁹⁰ Kontexte, in denen gerade bedeutungsgleiche Ausdrücke sich füreinander substituieren lassen, nennt man *intensional*. Sind nicht einmal bedeutungsgleiche Ausdrücke füreinander substituierbar, so hat man es mit *hyperintensionalen* Kontexten zu tun. Nun liegt der Verdacht nahe, daß Glaubenskontexte – zum vierten – nicht einmal intensional, sondern hyperintensional sind. Dafür gibt es folgenden Beleg: Angenommen, einer glaubt, daß $p \wedge q$. Glaubte er dann auch, daß $\neg(\neg p \vee \neg q)$? $p \wedge q$ ist mit $\neg(\neg p \vee \neg q)$ aussagenlogisch äquivalent und damit (nach praktisch allen Auffassungen von Bedeutungsgleichheit) bedeutungsgleich. Aber der Schluß vom Vorliegen der ersten Überzeugung auf das Vorliegen der zweiten scheint zweifelhaft; die fragliche Person könnte etwa gar nichts über diese Äquivalenz wissen.

⁸⁸ Cf. Quine (1953) und (1956).

⁸⁹ Der umgangssprachliche Sachverhaltsbegriff ist da natürlich nicht eindeutig; aber philosophisch ist es sinnvoll, den Sachverhaltsbegriff so aufzufassen.

⁹⁰ Eine Idee zur Präzisierung könnte so aussehen: Wir fordern, daß bedeutungsgleiche Ausdrücke in Glaubenskontexten substituierbar sein *sollen*, und versuchen dann den Bedeutungsbegriff unter dieser Vorgabe zu explizieren. Dieses Programm soll aber nicht verfolgt werden (es wäre ja auch ein eher sprachphilosophisches); stattdessen lassen wir uns weiter von unseren sprachlichen und epistemischen Intuitionen leiten.

Rudolf Carnap hat schon frühzeitig einen Vorschlag zur Lösung dieses Problems gemacht: Glaubensinhalte müssen aus gleichen intensionalen Bestandteilen in gleicher Weise aufgebaut sein – das ist das Kriterium der *intensionalen Isomorphie* für die Substituierbarkeit in Glaubenskontexten.⁹¹ Mit diesem Kriterium hoffte er, die spezielle Hyperintensionalität von Glaubenskontexten, die sich an solchen Beispielen wie dem eben erwähnten zeigt, in den Griff zu bekommen. Jedenfalls scheint sich aus all diesen Überlegungen zu ergeben, daß die syntaktische Struktur der Gegenstände des Glaubens, die Art und Weise, wie sie aufgebaut oder zusammengesetzt sind, bei der Frage nach der Substituierbarkeit eine wesentliche Rolle spielt.

Es wäre freilich verfehlt, diese einführende Diskussion der Substitutionsbedingungen in Glaubenskontexten in dieser noch recht naiven Weise fortzusetzen. Vielmehr ist zunächst zum einen ein Einblick darin zu gewinnen, daß solche Glaubenssätze oder Glaubenszuschreibungen wie (1) in mehrfacher Weise subtil mehrdeutig sind – was auch für die Frage nach den Substitutionsbedingungen entscheidend ist, da diese mit der Deutung der Glaubenszuschreibung variieren können. Und zum andern muß man – das ist noch wichtiger – verstehen, inwiefern die gesamte Diskussion um Überzeugungsinhalte um das Postulat des sogenannten methodologischen Solipsismus kreist; anders kann man diese Diskussion gar nicht begreifen. Fangen wir mit diesem zweiten Punkt an:

Dazu ist vorneweg zu bemerken, daß der methodologische Solipsismus vom eigentlichen Solipsismus strikt zu unterscheiden ist. Letzterer stellt eine Perversion der skeptischen Position dar, indem er die skeptischen Fragen in positive Behauptungen ummünzt. Der echte Solipsist vertritt die Ansicht, daß außer seinen eigenen (momentanen – wie der Instantansolipsist verschärfen würde) Bewußtseinszuständen nichts existiert – womit er mögliche erkenntnistheoretische Zweifel in absurde ontologische Thesen verkehrt. Der methodologische Solipsismus trifft hingegen keine ontologische Aussagen. Er ist vorderhand so plausibel, daß man ihn fast der gesamten neuzeitlichen Philosophie unterstellen darf. Unter dieser Bezeichnung hat ihn Hans Driesch in die neuere Philosophie eingeführt, dessen Ideen Rudolf Carnap ausdrücklich in seinen ersten größeren Buch übernommen hat.⁹² Und auch in der Philosophie des Geistes, in welcher vor allem man sich in diesem Jahrhundert mit Überzeugungsinhalten befaßt, war die Doktrin des methodologischen Solipsismus unange-

⁹¹ Cf. Carnap (1947).

⁹² Cf. Carnap (1928) mit explizitem Bezug auf Driesch.

fochten; erst seit kurzem sieht sie sich, wie wir noch sehen werden, massiven Gegenargumenten ausgesetzt.

Das Bild, das hinter dem methodologischen Solipsismus steht, sieht so aus: Wir Wesen mit geistigen Inhalten, also mit (propositionalen) Überzeugungen, Wünschen etc. sind komplexe Systeme, die einen bestimmten Input erhalten und nach Verarbeitung dieses Inputs einen bestimmten Output produzieren. Der Input besteht (traditionellerem Verständnis zufolge) in Sinnesdaten oder (nach naturwissenschaftlichen Vorstellungen) in der Reizung von Nervenenden. Durch diesen Input werden unsere inneren (mentalen oder neuronalen) Zustände in neue innere Zustände überführt; und diese resultieren schließlich in einem Output, der in Handlungen, Bewegungen oder Kontraktionen irgendwelcher Muskelfasern besteht. Das Postulat des methodologischen Solipsismus besagt nun, daß wir uns, solange wir Individualpsychologie betreiben, auf die Betrachtung dieser Input-Output-Relationen beschränken können und sollen. Der methodologische Solipsismus nimmt dabei dieses „systemtheoretische“ Bild wörtlich: geistige Zustände sind in der Tat im Menschen drin; sie sind, wie die Philosophen zu sagen pflegen, intrinsische Eigenschaften der Subjekte, die diese Zustände haben. Natürlich wird der Input von der externen Umwelt erzeugt, aber bei den inneren Vermittlungsprozessen kommt diese gar nicht weiter ins Spiel. Damit sind geistige Zustände, die dem Postulat des methodologischen Solipsismus genügen, zwar nicht kausal, aber doch in gewisser Weise, nämlich hinsichtlich ihrer Existenz und Natur von der Umwelt unabhängig; für ihre Beschaffenheit ist nur wesentlich, wie es im Subjekt und nicht wie es um das Subjekt herum zugeht.

Das scheint ganz selbstverständlich. Mit einem Humeschen Bild der Kausalrelation wird es noch plausibler. Wenn man erstens der Ansicht ist, daß Handlungen Wirkungen von sie verursachenden geistigen Zuständen sind, und wenn man zweitens mit Hume annimmt, daß Ursachen und Wirkungen raumzeitlich benachbart sind, dann muß man offenbar geistige Zustände als innere Zustände im Sinne des methodologischen Solipsismus auffassen. Wie sonst?

Der methodologische Solipsismus bildet also eine methodologische Richtschnur dafür, wie Psychologie zu treiben sei, mit welchem Verständnis von inneren Zustände psychologische Erklärungen zu konstruieren seien. Freilich, die genaue Formulierung und Einlösung dieses Postulats erweisen sich als alles andere als unproblematisch. Denn beträchtliche Teile unseres alltagspsychologischen Vokabulars folgen dem methodologischen Solipsismus nicht. Das kann man sich an Kleists Schauspiel

Amphytrion klar machen. Amphytrion und Alkmene sind glücklich verheiratet. Zeus hat sich in Alkmene verliebt und nutzt tückischerweise die kriegsbedingte Abwesenheit des Ehemanns, um sich in Amphytrions Gestalt bei Alkmene einzuschleichen und auf diese Weise mit ihr zu leben. Wie soll man nun die Geschichte beschreiben? Wen liebt Alkmene? Keine Frage, sie liebt Amphytrion. Aber wo sie so lange mit Zeus zusammen ist, ist es offenbar auch Zeus, den sie liebt; der nun bei ihr ist. An Alkmenes innerem Zustand hat sich freilich nichts geändert; sie merkt den Wechsel der Bettgenossen gar nicht. Und doch liebt sie einmal Amphytrion, ein andermal Zeus. „Lieben“, ein gewiß nicht unwesentliches Prädikat aus unserem alltagspsychologischen Arsenal, hat also offenbar keinen Platz in einer Psychologie gemäß dem methodologischen Solipsismus. Anders ausgedrückt: Lieben ist ein relationaler Zustand. Man kann nicht erschöpfend über die Natur dieses Zustands einer Person reden, ohne sich dabei auf andere Individuen außerhalb der betreffenden Person zu beziehen.

Die hier angesprochenen Unterscheidungen wurden besonders von Hilary Putnam in einem berühmt gewordenen Aufsatz in die neuere Diskussion eingeführt.⁹³ Putnam unterscheidet zwischen psychischen Zuständen im engen Sinne und psychischen Zuständen im weiten Sinne. Psychische Zustände im engen Sinne erfüllen die Forderung des methodologischen Solipsismus; psychische Zustände im weiten Sinne sind hingegen relational, erfordern also für ihr Bestehen die Existenz gewisser Gegenstände außerhalb des jeweiligen Subjekts. Unter die letzteren fallen psychische Zustände wie eifersüchtig zu sein, etwas zu sehen oder etwas zu wissen. Das Objekt der Eifersucht, des Sehens oder des Wissens muß existieren, damit auch der entsprechende Zustand vorliegen kann. Das Gebot des methodologischen Solipsismus läßt sich nun so formulieren: eine vernünftige, als wissenschaftlich ausgewiesene Psychologie beschränkt sich auf die Beschreibung psychischer Zustände im engen Sinn. In deren Zentrum werden dabei sicherlich Überzeugungen und Wünsche als die paradigmatischen propositionalen Einstellungen stehen, die paradigmatischerweise in unseren Handlungserklärungen herangezogen werden.⁹⁴ Wie sich allerdings bald zeigen wird, ist dieses Gebot schwer zu halten; es gibt Gründe für die durchaus überraschende Annahme, daß auch unsere umgangssprachlichen Überzeugungszuschreibungen relational sind.

⁹³ Putnam (1975).

⁹⁴ Cf. dazu Fodor (1981), (1987), (1991a,b).

Um dies verstehen zu können, müssen wir aber auf den anderen, oben angesprochenen Punkt, die diversen Mehrdeutigkeiten von Glaubenszuschreibungen eingehen. Zu diesem Behufe ist die Unterscheidung zwischen Einstellungen *de re* und Einstellungen *de dicto* einzuführen, die sich an klaren Beispielen erläutern läßt (auch wenn sie sich bei genauerer Betrachtung als weniger eindeutig erweist, als die Beispiel nahelegen). Dazu präsentieren wir einmal mehr eine Geschichte von Hans Grabski. Aus der Unibibliothek sind bestimmte Bücher verschwunden. Nun haben sie einige Überzeugungen, unter anderem

(3) Sie glauben, daß jemand die Bücher entwendet hat.

Sie haben aber auch gesehen, wie ein Bursche im schwarzroten Paletot am Sonntag in der Bibliothek ein paar Kisten herumtrug – sehr verdächtig! So gilt auch

(4) Sie glauben, daß die Person im schwarzroten Paletot die Bücher entwendet hat und mithin

(5) Sie glauben von jemandem, daß er die Bücher entwendet hat, genauer:

(6) Sie glauben von der Person im schwarzroten Paletot, daß sie die Bücher entwendet hat.

Auf alle Leute trifft (3) zu, niemand glaubt, daß die Bücher von selbst verschwinden; aber auf Sie, der Sie am Sonntag in der Bibliothek waren und merkwürdiger Vorgänge teilhaftig wurden, trifft auch noch (4) - (6) zu – weswegen Sie, im Gegensatz zu den anderen Leuten, für die Polizei interessant sind.

Nun kennen sie zudem jenen allseits beliebten jungen Mann mit einem deutlich sichtbaren Muttermal, Hans Grabski; wer konnte ihn auch nicht, diese Stütze studentischen Lebens? Diesem jungen Mann trauen sie nicht entfernt irgendwelche Missetaten zu. Also:

(7) Sie glauben nicht, daß der junge Mann mit dem Muttermal die Bücher entwendet hat.

In der Tat treffen auf Sie noch stärkere Zuschreibungen zu:

- (8) Sie glauben, daß der junge Mann mit dem Muttermal die Bücher nicht entwendet hat,

und mithin, ähnlich wie beim Übergang von (4) zu (6),

- (9) Sie glauben von dem jungen Mann mit dem Muttermal (= Hans Grabski), daß er die Bücher nicht entwendet hat.

Doch leider gilt auch zu unser aller Enttäuschung:

- (10) Hans Grabski = der junge Mann mit dem Muttermal = die Person im schwarz-roten Paletot.

Daraus folgt mit (6):

- (11) Sie glauben von dem jungen Mann mit dem Muttermal (= Hans Grabski), daß er die Bücher entwendet hat.

Nun haben wir uns in einen Widerspruch hineinmanövriert. (11) zeigt an, daß Sie in einem gewissen Sinn glauben, daß Hans Grabski die Bücher entwendet hat – schließlich ist er die Person, von der Sie glauben, daß sie die Bücher entwendet hat. In einem anderen Sinn glauben Sie das nicht; würde man Sie fragen, ob Grabski, oder ob der junge Mann mit dem Muttermal die Bücher gestohlen hat, würden Sie, gemäß (9), in aller Überzeugtheit mit „nein“ antworten. Aber es ist klar, daß Sie damit keinen logischen Fehler begehen; ihnen fehlt nur eine relevante empirische Information, nämlich, daß (10) wahr ist. Also dürfen (9) und (11) nicht so gelesen werden, daß sie widersprüchlich sind.

Wir sagen nun, daß (6), (9) und (11) de-re-Glaubenszuschreibungen sind. Wie der Gegenstand, von dem etwas geglaubt wird, dabei beschrieben wird, macht dafür keinen Unterschied; in solchen Zuschreibungen können koreferentielle Gegenstandsbezeichnungen füreinander substituiert werden. Hingegen sind die Zuschreibungen (4), (7) und (8) de dicto; bei ihnen ist es wichtig, wie aus der Perspektive des doxastischen Subjekts das Individuum, von dem etwas geglaubt wird, beschrieben wird. Ergo gibt es hier keine Substitutionsmöglichkeit, weil sich sonst der Wahrheitswert der Zuschreibung insgesamt ändern kann.

Diese ganze Argumentation und auch die Terminologie gehen auf einen berühmten Aufsatz von Willard Van Orman Quine zurück, „Quantifiers and Propositional Attitudes“ (1956). Wieso ist hier explizit von Quantoren die Rede? Nun, hier sind Vorschläge zur Formalisierung von (3) und (5), wobei G_a die Relation „ a glaubt, daß...“ ausdrückt:

$$(3') \quad G_a (\exists x Fx) ,$$

$$(5') \quad \exists x G_a (Fx)$$

Der Bereich des Quantors ist in den beiden Sätzen jeweils unterschiedlich. Aber im üblichen Rahmen einer prädikatenlogischen Sprache ist (5') Unsinn; man kann nicht in eine referentiell opake Stelle (wie es x im Bereich von G_a ist) hineinquantifizieren. Glauben bezieht sich nicht auf Sachverhalte, wie die Argumentation vorher deutlich gemacht hat. Quine folgert aus dieser Beobachtung, daß das Glaubensprädikat mehrdeutig ist. Es gibt (mindestens) ein de-dicto- und ein de-re-Glaubensprädikat, $G_a^1(p)$ und $G_a^2(F,b)$, worin b referentiell transparent ist. (5) ist danach korrekt so zu formalisieren:

$$(5'') \quad \exists x G_a^2(F,x)$$

Doch geht es noch weiter: Relationen können auch Glaubensinhalte sein; so glaubt a vielleicht de re, daß Alkmene Amphytrion liebt. Das ist dann von der (schematischen) Sorte $G_a^3(R,b,c)$, worin nun b und c referentiell transparent sind. Nun tut sich ein erstes Problem auf: eine unschöne Auffächerung in de-re-Glaubensprädikate beliebiger Stelligkeit; denn im Prinzip gibt es offenbar für jedes n Überzeugungen über n -stellige Relationen und damit auch ein n -stelliges de-re-Glaubensprädikat. Es wäre schön, wenn sich all diese Prädikate auf ein einfaches, einstelliges Prädikat zurückführen ließen.

Wie verhält sich die so weit erläuterte de-re/de-dicto-Unterscheidung zum methodologischen Solipsismus? Die Antwort liegt auf der Hand: de-re-Überzeugungen sind relationale psychische Zustände im weiten Sinne, während de-dicto-Überzeugungen psychische Zustände im engen Sinne zu sein scheinen; jedenfalls ist nicht zu sehen, inwiefern sie die Existenz von etwas anderem als ihrem Subjekt voraussetzen. In de-re-Zuschreibungen wird eben der Glaubensinhalt nicht spezifiziert, sondern gewissermaßen nur ein Objekt angezielt, welches dann auch zu benennen ist. Psy-

chologisch kommt es hingegen auf die volle Spezifizierung der Inhalte an, wofür auch die Art und Weise, in der das Subjekt den Inhalt und die in ihm involvierten Gegenstände auffaßt, eingefangen wird. Das alles spricht dafür, daß die de-dicto-Glaubenszuschreibungen begrifflich grundlegender und wichtiger sind. Auch von daher ergibt sich also die philosophische Aufgabe, alle die $G^i (i > 1)$ aus dem G^1 heraus zu definieren.

Die erste Idee zu ihrer genauen Durchführung stammt von Quine, der meinte, daß aus einer de-dicto-Zuschreibung schon die entsprechende de-re-Zuschreibung folge, sofern das relevante Objekt nur existiert. Also: aus (4) folgt (6), aus (8) folgt (9). Oder allgemein:

$$G_a^2(F, b) \text{ gdw. es einen Ausdruck } \alpha \text{ gibt, so daß } \alpha b \text{ bezeichnet und } G_a^1(F\alpha).$$

Doch paßt das gar nicht zu den Intuitionen, die unsere Zuschreibungspraxis anleiten. Es gibt sicher unter allen Dieben auf der Welt einen, der der größte von ihnen ist. Das glauben Sie. Sie glauben natürlich auch, daß der größte Dieb ein Dieb ist. Tatsächlich ist Otto der größte Dieb. Nach Quines Vorschlag glauben Sie damit von Otto, daß er der größte Dieb ist. Aber das ist seltsam: Sie haben Otto nie getroffen, wissen nichts über ihn – wie können sie dann von ihm etwas glauben? Das ist der Kern eines Arguments gegen Quines Ansatz, das erstmals von David Kaplan in seinem Aufsatz „Quantifying In“ deutlich gemacht wurde.⁹⁵

In einer de-re-Zuschreibung scheint also enthalten zu sein, daß das Subjekt mit dem Objekt der Zuschreibung in irgendeiner Weise in kognitiven Kontakt gekommen ist. Daher hat Hintikka⁹⁶ den folgenden Vorschlag gemacht:

$$G_a^2(F, b) \text{ gdw. } a \text{ } b \text{ kennt und es einen Ausdruck } \alpha \text{ gibt, so daß } \alpha b \text{ bezeichnet und } G_a^1(F\alpha).$$

Was heißt hier nun „kennen“? Es kann sicherlich nicht heißen: „unter allen Umständen identifizieren können“. Hintikka versucht stattdessen „kennen“ über „glauben“ zu analysieren. Schaut man sich diese Analyse genauer an, so merkt man jedoch, daß er sich dabei nicht auf den de-dicto-Glauben, sondern auf eine basale Form

⁹⁵ Cf. Kaplan (1969).

⁹⁶ Cf. Hintikka (1962).

von de-re-Glauben bezieht – womit ersichtlich keine vollständige Reduktion des de-re- auf den de-dicto-Glauben gelingen kann.

Den ersten wirklich tauglichen Versuch einer solchen Reduktion lieferte Kaplan; er findet sich in dem eben erwähnten Aufsatz. Kaplan analysiert die gesuchte engere Verbindung zwischen dem doxastischen Subjekt und dem Objekt der Überzeugung so: Die Bezeichnung α repräsentiert den Gegenstand b für die Person a genau dann, wenn gilt: (i) α denotiert b ; (ii) α ist für a eine Bezeichnung von b , d.h., es gibt eine geeignete Kausalkette, die a 's Verwendung von α auf b selbst zurückführt; (iii) α ist für a hinreichend plastisch („vivid“).

Die Bedingung (ii) beinhaltet dabei, daß es einen Kausalzusammenhang zwischen Repräsentiertem und Repräsentation geben muß; eine Ähnlichkeitsbeziehung zwischen beiden ist hingegen nicht wesentlich. Man mag Kokoschkas Porträt von Willy Brandt für unähnlich, abstrakt oder sonst etwas halten, aber infolge seiner Entstehungsgeschichte ist es zweifelsohne ein Porträt von Willy Brandt. Wenn hingegen eine Ameise im Sand Spuren hinterläßt, die zufällig wie eine Karikatur von Winston Churchill aussehen, so stellt diese Skizze im Sand keineswegs Churchill dar; daß die Zeichnung Churchill ähnelt, reicht nicht hin, um sie zu einem Porträt von ihm zu machen (das Beispiel ist von Putnam 1981). Und die Klausel (iii) soll sichern, daß das repräsentierte Objekt für das Subjekt eine nicht bloß flüchtige oder unbewußte Rolle spielt. Beide Bedingungen stellen sicher, daß das Beispiel mit dem größten Dieb nun unseren Intuitionen gemäß gehandhabt werden kann. Kaplans Analyse- und Reduktionsvorschlag sieht damit so aus:

$G_a^2(F, b)$ gdw. es einen Ausdruck α gibt, so daß α b für a repräsentiert und $G_a^1(F\alpha)$.

Damit scheinen schließlich auch de-re-Überzeugungen ins Raster des methodologischen Solipsismus zu passen, weil sie sich über die für unproblematisch erachteten de-dicto-Überzeugungen definieren lassen.

Man wird sich vielleicht an der Vagheit stören, die in Kaplans Explikation des Begriffs des Repräsentierens gleichwohl noch enthalten ist. Was sind „geeignete“ Kausalketten, was macht eine Bezeichnung „plastisch“? Allerdings hat Kaplan sich hier ganz bewußt im Vagen gehalten. Betrachten wir etwa, um unsere Intuitionen zu testen, das folgende Beispiel, das durch Ideen von Keith Donnellan inspiriert ist: Da

liegt eine übel zugerichtete Leiche. Angesichts dieses schrecklichen Anblicks glaubt der Detektiv, daß der Mörder wahnsinnig ist. Das ist eine de-dicto-Überzeugung. Infolge der sich ansammelnden Indizien kommt der Detektiv in immer engeren kausalen Kontakt mit dem Mörder; in einem gewissen Sinne „kennt“ er ihn immer besser. In einem anderen Sinne kennt er ihn natürlich noch nicht, sonst wären seine Ermittlungen am Ziel. Ab welchem Punkt kann man in diesem Fall davon sprechen, der Detektiv habe eine de-re-Überzeugung hinsichtlich des Mörders? Vielleicht ins Kaplans Vagheit ganz angebracht.

Betrachten wir ein anderes Beispiel, das von Tyler Burge stammt.⁹⁷ Alfie glaubt, daß der reichste Mann der Welt ein Gauner ist. Das ist eine de-dicto-Überzeugung; wer auch immer der reichste Mann der Welt ist, Alfie hält ihn für einen Gauner, weil man seiner Überzeugung nach ohne Gaunereien nicht so reich werden kann. Nun bin ich zufällig mit dem reichsten Mann der Welt gut befreundet und sage zu ihm: „Alfie glaubt, daß du ein Gauner bist“. Das ist in gewisser Weise eine berechtigte Äußerung; doch paßt sie nicht recht in unser bisheriges Schema. Für Burge deutet sie an, daß die de-re/de-dicto-Unterscheidung ihrerseits mehrdeutig ist; denn er hält sie für eine de-re-Zuschreibung einer de-dicto-Einstellung. Es scheint also, als lasse sich die de-re/de-dicto-Unterscheidung auf die Einstellungen, also die geistigen Zustände selber, wie auch auf die Zuschreibung derselben anwenden. In der bisherigen Diskussion haben wir die stillschweigende Annahme gemacht, daß eine de-dicto-Zuschreibung stets eine de-dicto-Einstellung zum Ausdruck bringt, während de-re-Zuschreibungen de-re-Einstellungen beschreiben. Wenn diese Parallelität nicht zutrifft, so haben wir es mit einer mindestens vierfachen Ambiguität zu tun: es gibt opake und transparente Zuschreibungen von de-re-Einstellungen und opake und transparente Zuschreibungen von de-dicto-Einstellungen.⁹⁸

Doch es gibt noch weitere Undurchsichtigkeiten, die am Ende geeignet sind, die ganze Idee einer Reduktion von de-re- auf de-dicto-Einstellungen zum Zwecke der Erfüllung des methodologischen Solipsismus über den Haufen zu werfen. (Ich finde es allerdings höchst erstaunlich, daß die im folgenden zu schildernde Diskussion wie auch schon die vorangegangene überhaupt nicht über die Philosophie hinaus ausstrahlen. Aufgrund des zentralen Stellenwertes propositionaler Einstellungen für die

⁹⁷ Cf. Burge (1977).

⁹⁸ Für einen Überblick über die im Text auf den letzten Seiten abgehandelte Diskussion, dem ich weitgehend gefolgt bin, cf. Haas-Spohn (1989). Dort findet sich auch eine ausführlichere Darstellung der zuletzt erwähnten vierfachen Mehrdeutigkeit.

Psychologie, Ökonomie und anderen Disziplinen wäre das anders zu erwarten gewesen. Aber vielleicht sind all diese Überlegungen für bodenständige Disziplinen zu vertrackt und abgehoben.)

Es hat sich nämlich unsere Auffassung von der Natur von de-dicto-Einstellungen durch zwei Aufsätze drastisch verändert. Der erste war der schon erwähnte Aufsatz „The Meaning of ‚Meaning‘“ von Putnam aus dem Jahr 1975, dem vier Jahre später „Individualism and the Mental“ von Tyler Burge folgte.⁹⁹ „Individualismus“ heißt hier, von einigen Feinheiten abgesehen, so viel wie „methodologischer Solipsismus“. Putnam trat mit dem erklärten Ziel an zu zeigen, daß – wie er sich ausdrückt – Bedeutungen nicht im Kopf sind; von Überzeugungen sprach er eigentlich noch nicht. Die Übertragung der Argumentation auf Einstellungen besorgte dann Burge; für ihn sind auch Überzeugungen (aller Art!) nicht im Kopf.

Putnam beginnt seine Argumentation mit der klassischen sprachphilosophischen Unterscheidung von Extension und Intension. Vereinfacht erklärt: die Extension eines Wortes oder Begriffes ist die Menge all der Objekte, die von dem Wort bezeichnet werden oder unter den Begriff fallen. Als Extension eines Satzes wird im allgemeinen sein Wahrheitswert angesehen (obwohl das nicht unumstritten ist). Die Intension entspricht grob dem, was landläufig unter der Bedeutung verstanden wird: für Begriffe besteht die Intension in einer Regel, die für alle möglichen Situationen angibt, was in diesen Situationen jeweils unter den Begriff fällt. Diese sprachphilosophischen Unterscheidungen lassen sich auf alles anwenden, was intuitiv Träger von Bedeutung ist, also neben Sätzen und deren Bestandteilen auch Gedanken, propositionale Einstellungen.

Daß nun das, was wir an Gedanken im Kopf haben, nicht ausreicht, um die Extension eines Begriffes festzulegen, ist nicht weiter erstaunlich. Aber Putnam will uns erklären, daß auch die Intensionen nicht allein durch das bestimmt werden, was wir im Kopf haben. Dazu präsentiert er uns folgende Geschichte, die in verschiedenen Variationen diese ganze Diskussion durchherrscht:

Bei ihren Forschungen entdecken Raumfahrer einen fernen Himmelskörper, der sich als eine Art Doppelgänger unserer Erde entpuppt. Es ist auch ein Planet in einem Sonnensystem, es gibt dort Menschen oder zumindest etwas, was wir von Menschen gar nicht unterscheiden können. Diese Leute sprechen auch eine Sprache, die vom

⁹⁹ Cf. Burge (1979).

Deutschen auf den ersten Blick nicht zu unterscheiden ist. In Putnams Geschichte gibt es als wesentlichen Unterschied zwischen der Erde und diesem Planeten, den wir die Zwillingerde oder kurz die Zwerde nennen wollen, nur das Faktum, daß es auf diesem Planeten kein Wasser gibt, also keinen Stoff, der durch die chemische Strukturformel H_2O beschrieben wird, sondern durch eine ganz andere, die wir mit XYZ abkürzen. Die Leute auf der Zwerde scheinen zu glauben, daß Wasser durstlöschend ist. Aber nun finden wir heraus, daß das Zeug, das die Zwerd-Deutschen mit „Wasser“ bezeichnen, XYZ ist und kein H_2O . Haben wir damit entdeckt, daß Wasser auch XYZ ist? Putnam ist der Ansicht, daß es viel plausibler ist zu sagen, daß das „Wasser“ auf der Zwerde gar kein *Wasser* ist, sondern eine andere Substanz. „Wasser“ ist ein Substanzwort, das ausschließlich nur auf Substanzen einer ganz bestimmten Art zutrifft und auf nichts anderes. Die wesentlichen Eigenschaften einer Substanz bestimmen, was das Wort bezeichnet. Im Falle von chemischen Elementen oder Substanzen ist das deren atomare oder molekulare Tiefenstruktur. Und diese ist, so war die Geschichte konstruiert, bei den mit einem gleichlautenden Geräusch bezeichneten Substanzen unterschiedlich. Darum sollten wir das Wort „Wasser“ im Zwerd-Deutschen nicht mit dem deutschen Wort „Wasser“ übersetzen.

An diesem Punkt pflegen die Intuitionen hin- und herzuwogen. Um das ange-deutete Stück philosophischer Fiktion auch nur halbwegs plausibel zu machen, müssen im Gefolge der Annahme, auf der Zwerde gäbe es kein Wasser, sondern stattdessen XYZ, weitere drastisch ausfallende Zusatzannahmen gemacht werden. Um elementare Mißverständnisse der Putnamschen Argumentation zu vermeiden, betrachten wir daher lieber noch ein anderes, leicht variiertes Beispiel von ihm. Nehmen wir an, die Erde und die Zwerde sind noch bessere Doppelgänger voneinander; der einzige Unterschied bestehe darin, daß auf der Erde ein Metall namens Molybdän vorkommt und auf der Zwerde ein Gegenstück dieses Metalls, was aber anders als unser Molybdän kein chemisches Element ist, sondern eine komplizierte Verbindung mit (abgekürzter) Formel YA_3X , die aber wundersamerweise all die Oberflächeneigenschaften von Molybdän hat. Die Zwerd-Deutschen nennen diesen Stoff natürlich auch „Molybdän“ und verwenden ihn zu gleichen Zwecken wie wir. Folgen wir nun Putnam weiter darin, uns vorzustellen, daß es auf der Erde und auf der Zwerde zwei Doppelgänger, Oskar und Zwoskar, gibt, die haarklein, sozusagen Molekül für Molekül, übereinstimmen, und denen beiden ein Gedanke durch den Kopf geht, der in ihrer beider Sprachen verbalisiert lautet: „Molybdän ist Bestandteil von Werkstoffen.“ Aber wenn unsere Thesen über die Funktion von Substanzwörtern zutreffen, dann *bedeuten* diese Zuschreibungen jeweils Verschiedenes, da Erd-„Molybdän“ Mo

ist, Zwerd-„Molybdän“ aber YA₃X; daher lassen sich die beiden Wörter nicht ineinander übersetzen. Oskar und Zwoskar befinden sich aber intern im völlig gleichen Zustand. Nach der bisherigen Strategie, dem Gebot des methodologischen Solipsismus gerecht zu werden, sollten wenigstens ihre de-dicto-Überzeugungen gleich sein. Aber im Deutschen ist es nur von Oskar richtig zu sagen, daß er de dicto glaube, daß Molybdän Bestandteil von Werkstoffen ist. Zwoskar hingegen glaubt de dicto, daß Zwolybdän Bestandteil von Werkstoffen ist – wobei der Terminus „Zwolybdän“ unsere Übersetzung des zwerd-deutschen „Molybdän“ ist. Und damit haben die beiden Burschen unterschiedliche de-dicto-Überzeugungen. Was sie im Kopf haben, legt eben nicht ausschließlich die Bedeutung von Substantztermen fest; das geschieht partiell auch durch die Natur der bezeichneten Objekte, über die die internen Zustände unserer beiden Helden nichts aussagen.

Das Argument setzt natürlich voraus, daß „Wasser“ und „Molybdän“ ebenso wie ihre zwillingsirdischen Gegenstücke Substantzbegriffe sind, deren Gegenstände wesentliche Eigenschaften wie eine chemische Tiefenstruktur haben. Und Subjekte, die solche Begriffe verwenden, erfassen diese Aspekte womöglich nicht vollständig, aber doch in einem so ausreichenden Maße, daß man ihnen einen kompetenten Gebrauch dieses Begriffe zugestehen kann.¹⁰⁰

Das Argument von Burge, das nach dem gleichen Strickmuster verläuft, ist ebenfalls sehr bekannt geworden. Da haben wir Fritz, der bei gewissen hypochondrischen Neigungen zu Gelenksbeschwerden neigt, eben dem, was unsere Ärzte unter der Bezeichnung „Arthritis“ zusammenfassen. Nun tut Freund Fritz seit neuestem auch sein Oberschenkel weh. Medizinischer Laie, der er ist, denkt er sich nun: „Offenbar habe ich jetzt auch Arthritis im Oberschenkel“. Er geht zu seinem Arzt und teilt ihm diese Befürchtung mit, worauf der ihn sofort darüber aufklärt, daß man Arthritis nicht im Oberschenkel haben kann, weil es sich dabei um eine Gelenkerkrankung handelt. Glaubte Fritz, daß er Arthritis im Oberschenkel hat? Es sieht so aus.¹⁰¹

Nun stellt sich Burge eine Zwillingssprachgemeinschaft vor, in der Fritz wiederum einen zumindest in physischer Hinsicht perfekten Doppelgänger hat. Den plagt auch das Zipperlein in den Gelenken und dann im Oberschenkel, aber wenn Zwilling-Fritz zum Arzt geht, wird er in seinen Befürchtungen bestätigt. Denn in dieser

¹⁰⁰ Cf. neben Putnam (1975), vor allem Kripke (1972).

¹⁰¹ Wer ausführlichere Argumente für diese Auffassung sehen möchte, mag sich in Burge (1979) vertiefen; da findet er sie in reichlichem Maße.

Sprachgemeinschaft bezeichnet „Arthritis“ einen anderen Symptomkomplex, der mehr umfaßt als bei uns, insbesondere auch Krankheiten im Oberschenkel; das verträgt sich sehr wohl mit der Annahme, daß die individuellen Lerngeschichten von Fritz und Zwillings-Fritz in Bezug auf ihr jeweiliges Wort „Arthritis“ völlig gleichartig waren. Es scheint dann sehr plausibel zu sagen, daß „Arthritis“ in dieser kontrafaktischen Welt etwas anderes bedeutet als in der unsrigen. Und damit sieht es so aus, als glaube Zwillings-Fritz nicht, daß er *Arthritis* im Oberschenkel hat. Er glaubt etwas anderes. Wieder haben wir zwei Individuen, die trotz völliger interner Gleichartigkeit verschiedene de-dicto-Überzeugungen zu haben scheinen – der methodologische Solipsismus ist verletzt.

Mancher wird zu der Reaktion neigen, daß Fritz mit seiner Unkenntnis dessen, daß man Arthritis nur in Gelenken haben kann, einen allzu unzulänglichen Begriff von Arthritis hat und deshalb gar nicht glauben kann, daß er Arthritis in seinem Oberschenkel hat. Aber wer versteht schon seine eigene Sprache vollständig? Eigentlich ist die Art von Fritzens Unzulänglichkeit völlig vertraut. Jeder prüfe sein begriffliches Repertoire; er wird nicht umhinkommen festzustellen, daß es lauter Begriffe enthält, die er nur unvollständig versteht. Doch wenn dem so ist, dann kann man für jeden von uns Fälle finden, für die sich Burges Gedankenexperiment in analoger Weise durchführen läßt.

Ein wichtiger Unterschied zwischen Burges Arthritis-Beispiel und dem Putnam-inspirierten Molybdän-Beispiel besteht darin, daß in letzterem der entscheidende Aspekt in dem Bezug auf wesentliche Eigenschaften besteht, während in Burges Paradebeispiel ein wesentlicher Bezug auf die allgemeine Sprachpraxis ausschlaggebend ist. Aber abgesehen von all diesen Subtilitäten: wenn Burge recht hat, dann verliert die Auseinandersetzung um die de-dicto/de-re-Unterscheidung ihre Relevanz, weil sie ihrer Triebkraft, der Realisierung des methodologischen Solipsismus, beraubt ist.

Nun blieben Putnams und Burges Argumente nicht unwidersprochen. In den 80er Jahren gab es einen regelrechten Boom von Aufsätzen, die versuchten, eine Unterscheidung zwischen *engen* und *weiten* Inhalten von propositionalen Einstellungen zu präzisieren oder wenigstens überhaupt zu treffen. Enge Inhalte sind nichts anderes als diejenigen Inhaltskomponenten, die dem Gebot des methodologischen Solipsismus genügen. Man gab Burge zu, daß er demonstriert hat, daß auch de-dicto-Zuschreibungen weite Inhalte zuschreiben, die nicht im Kopf sind. Aber enge Inhalte

sind dort, und – so wollte man zeigen – sie leisten alles, was man für die kausale Relevanz von Inhalten benötigt und was sich überhaupt ein rationaler Psychologe nur wünschen kann. Burge freilich bekundete sogleich, daß er nicht an die Existenz enger Inhalte glauben könne. Er ging noch weiter: aus seinen Argumenten folgte er einen allgemeinen Antireduktionismus in der Psychologie, der darauf hinausläuft, daß Beschreibungen auf neurologischer und allgemein auf individueller Ebene niemals vollständige Charakterisierungen geistiger Zustände liefern können.¹⁰² Andere Philosophen jagten hingegen hinter engen Inhalten her; ihr eifrigster Vertreter ist Jerry Fodor. Dabei war dieses Projekt von jeher darauf beschränkt, enge Inhalte für wissenschaftlich relevante Prädikate zu finden; auch Fodor gab bald zu, daß in alltagspsychologischen Redeweisen kein Bezug auf enge Inhalte anzutreffen sei.¹⁰³ Die Debatte ist noch an kein Ende gekommen – weil es einerseits so selbstverständlich scheint, enge Inhalte zu postulieren und weil andererseits alle Explikationsversuche enger Inhalte bisher in Schwierigkeiten gerieten. Die Diskussion bleibt spannend; und weiter will ich das Thema hier nicht treiben.¹⁰⁴

Der Versuch, dem methodologischen Solipsismus gerecht zu werden, hat aber noch eine weitere subtile Differenzierung hinsichtlich propositionaler Einstellungen und deren Zuschreibungen provoziert, die von großer Tragweite ist, aber wie die anderen Differenzierungen außerhalb des engeren Bereichs der Sprachphilosophie und der Philosophie des Geistes bislang erstaunlich wenig Aufmerksamkeit gefunden hat: ich meine die sogenannten Einstellungen *de se* und *de nunc*. Was sich dahinter verbirgt, läßt sich wieder am besten an Beispielen deutlich machen.¹⁰⁵

Das erste Beispiel stammt von John Perry. Stellen sie sich vor, Sie sind beim Einkaufen im Supermarkt. Dabei bemerken Sie nach einiger Zeit eine feine Zuckerspur auf dem Fußboden. Sie folgen ihr, um den Kunden, dessen Zuckersack da rieselt, darauf aufmerksam zu machen. Doch Sie erwischen niemanden – bis es ihnen schließlich dämmert, daß Sie selbst derjenige sind, welcher eine Zuckerspur hinterläßt. Und dann stellen Sie schleunigst Ihren Zuckersack anders hin, auf daß das Geriesel ein Ende

¹⁰² Cf. auch Burge (1986).

¹⁰³ Cf. Fodor (1987), (1991a,b). Interessant ist auch Block (1991). Fodor hat unterdessen seine Position geändert und die Idee enger Inhalte aufgegeben; cf. Fodor (1994).

¹⁰⁴ Cf. zum Überblick über die im Text geschilderte Debatte Haas-Spohn (1995) und Rechenauer (1994).

¹⁰⁵ Auch zu diesem Thema wurde inzwischen ein Berg an Literatur aufgetürmt. Der ursprüngliche Entdecker all dieser Phänomene ist Castañeda (1981). Da Castañedas Aufsätze aber schwierig zu lesen sind, sei besser verwiesen vor allem auf Perry (1979) und Lewis (1979). Einige wichtige Arbeiten der Debatte sind in deutscher Übersetzung erschienen in Frank (Hg.) (1995).

hat. Die Pointe dieser netten Geschichte: solange Sie bei Ihrer Jagd nach dem Verursacher der Spur denken, daß da jemand sich dumm anstellt, unternehmen Sie nichts, um Ihr Verhalten zu ändern. Erst in dem Augenblick, da Sie erkennen, daß *Sie selber* sich dumm anstellen, arrangieren Sie Ihren Sack so, daß er aufhört zu rieseln.

Das war ein Beispiel für eine Einstellung *de se* („*Ich* bin der Trottel, dem der Zucker abhanden kommt!“); Perry gibt auch eines für eine Einstellung *de nunc*. Ich muß zur Abteilungsausschuß-Sitzung um 12.15. Deswegen habe ich die Absicht, um 12 Uhr aus meinem Büro aufzubrechen. Aber auf mein weiteres Verhalten hat diese Intention keinen direkten Einfluß. Erst wenn ich erkenne, daß es *jetzt* 12 Uhr ist, werde ich mich von meiner Arbeit erheben und aufbrechen.

Einstellungen *de se* und Einstellungen *de nunc* sind also in anderer Weise handlungsrelevant als *de-dicto*-Einstellungen und insofern etwas Neues. Doch fallen sie aus der üblichen, auch von uns bislang verwendeten Repräsentation von Einstellungen heraus, wonach in Überzeugungszuschreibungen die Inhalte von Überzeugungen als Wahrheitsbedingungen zu konstruieren sind, die ihrerseits, wie im Kapitel 4 schon eingeführt, als Mengen möglicher Fälle oder, großartiger, möglicher Welten aufgefaßt werden. Nun beschreiben „*Ich* bin ein Trottel“ und „Der Verursacher der Zuckerspur ist ein Trottel“ in Perrys Beispiel dieselbe Menge möglicher Fälle: nämlich all der Fälle, in der ein bestimmtes Individuum eine bestimmte Eigenschaft hat. Aber eingebettet in Glaubenskontexte besteht zwischen den beiden dadurch charakterisierten Einstellungen offenbar ein handlungsrelevanter Unterschied, der in der bisher verwendeten Analyse nicht nachvollziehbar ist.

David Lewis bringt das so zum Ausdruck: bloße *de-dicto*-Überzeugungen lokalisieren einen nur im logischen Raum. Aber sie sagen nichts darüber, welcher der Gegenstände im logischen Raum man selbst tatsächlich ist und wo und zu welcher Zeit man sich dort befindet. Es ist eine Sache zu wissen, auf welcher Karte man sich lokalisieren kann, aber eine andere, *wo* auf der richtigen Karte man sich dann lokalisiert. Nur *de-dicto*- (und *de-re*-), aber keine *de-se*-Überzeugungen zu haben, ist gleichsam wie: zwar zu wissen, welche Karte von allen möglichen für die eigene Lokalisierung einschlägig ist, aber sich auf dieser Karte dann nicht verorten zu können. Und dann hilft die schönste Karte nichts.

In der Tat sind Überzeugungen *de se* und *de nunc* noch grundlegender als Überzeugungen *de dicto*; erstere lassen sich nicht auf letztere zurückführen. Dies sollen noch weitere Geschichten demonstrieren. Hier ist eine, die von Lewis und Perry ver-

wendet wurde; wir malen sie noch ein wenig aus: Rudolf Lingens, ein berühmter Wissenschaftler, hat leider sein Gedächtnis verloren; er weiß nicht mehr, wer er ist. Nun hat er sich in der Bibliothek der Universität Konstanz verirrt. In dieser Bibliothek befindet sich aber eine vollständige Biographie des berühmten Mannes, so vollständig, daß sie sich wundersamerweise bis zu exakt dem Zeitpunkt erstreckt, da Lingens sich dort verlaufen hat. Er bekommt das Buch in die Hände und liest darin, daß Lingens sich in der Unibibliothek Konstanz verlaufen hat und auf Stockwerk 1 gerade seine Biographie liest. Hilft ihm das, den Weg hinaus zu finden? Nein, solange er nicht erkennt, daß *er* Lingens ist. Nun erweitern wir die Geschichte um einen Doppelgänger von Lingens, um Herrn Alois Dingens, der sich in der Bibliothek der Uni Bielefeld, aber subjektiv in ganz derselben Situation wie Lingens befindet. Beide befinden sich im gleichen geistigen Gesamtzustand, beide haben die Lingens- und die Dingens-Biographie gelesen, beide haben von ihrem Leseplatz aus die gleiche graue Betonwand im Blick, beide haben den Verdacht, daß sie einer von beiden sein müßten, und rätseln aber daran herum, welcher von beiden sie wohl sind, etc. Der Unterschied in ihren objektiven Situationen ist der: Lingens ist in der Uni Konstanz und müßte die Treppe hinaufgehen, um aus der Bibliothek herauszufinden (in der Uni Konstanz ist der Ausgang im 4. Stock, da sie halb einen Hügel überwölbt und ihren Ausgang auf der Spitze desselben hat), Dingens müßte in der Uni Bielefeld die Treppe hinuntergehen. Aber ohne *de-se*-Wissen, wer wer ist, ist keiner von beiden in der Lage, aus seiner Bibliothek problemlos herauszufinden – was noch einmal die Handlungsrelevanz von *de-se*-Überzeugungen demonstriert. Zugleich ist das Beispiel aber so konstruiert, daß Lingens und Dingens insgesamt dieselben *de-dicto*-Überzeugungen haben; die Erkenntnis, wer sie jeweils sind, berührt nur ihre *de-se*-Überzeugungen und macht dann schon einen handlungsrelevanten Unterschied. Daraus folgt, daß sich die *de-se*-Überzeugungen nicht auf ihre *de-dicto*-Genossen zurückführen lassen.

Noch pointierter kommt dieser Sachverhalt in einer Geschichte aus Lewis' „Attitudes De Dicto and De Se“ zum Ausdruck. Lewis stellt sich dort zwei Götter vor, die beide propositional allwissend sind. Der eine sitzt auf dem höchsten Berg und schleudert Manna, der andere sitzt auf dem kältesten Berg und schleudert Blitze. Aber die propositionale Allwissenheit der beiden Götter garantiert ihnen nicht, daß auch jeder weiß, welcher der beiden er selbst ist – was wiederum zeigt, daß *de-se*-Wissen nicht in *de-dicto*-Wissen aufgehen kann.¹⁰⁶

¹⁰⁶ Wie zwingend diese Geschichten sind, wäre aber noch genau zu prüfen; cf. Haas-Spohn (1995).

Kein Zweifel, wir haben derartige Überzeugungen *de se* und *de nunc*; kein Zweifel auch, daß diese Differenzierungen ein wichtiger Bestandteil der Erkenntnistheorie sein müssen. Viele meinen auch, daß man über diese Beobachtungen die Philosophie des Selbstbewußtseins im Rahmen der analytischen Philosophie einholen kann.¹⁰⁷ Doch kehren wir, bevor wir noch mehr ins Streuen kommen, zu unserer Ausgangsfrage zurück: Was sind die Gegenstände des Glaubens?

Diese Frage haben wir bisher nicht beantwortet; wir haben nur lauter Unterscheidungen – zwischen engen und weiten Überzeugungsinhalten, zwischen Überzeugungsinhalten und -zuschreibungen, zwischen *de-dicto*- und *de-re*- und zuletzt noch *de-se*- und *de-nunc*-Varianten derselben – eingeführt, deren Berücksichtigung die Antwort zwar bedachter, aber nicht leichter macht. Eine Antwort werde ich auch im Rest des Kapitels nicht geben können – die Literatur bietet keine überzeugende Lösung dieser Frage. Doch will ich zuletzt noch eine grundlegende strategische Alternative in der Behandlung dieser Frage, die hinter der ganzen Diskussion steht, meines Erachtens aber oft nur unscharf wahrgenommen wird, erläutern und zu ihr Stellung beziehen; das verkleinert zumindest den Bereich sinnvoller Antworten.

Bisher, d.h. in den vorausgegangenen Kapiteln wie auch in der jetzigen Diskussion, sind wir der einen grundlegenden Strategie gefolgt: wir haben Inhalte über die Einschränkungen von Möglichkeiten, also durch Teilmengen des Möglichkeitsraumes charakterisiert. Das ist das klassische Vorgehen in einer Theorie, die man als Semantik möglicher Welten bezeichnet. Die Bedeutung eines Satzes, so sagt man, ist die Menge derjenigen möglichen Welten, in denen er wahr ist. Eine mögliche Welt kann man sich als eine Art Beschreibung einer möglichen Situation vorstellen, in der kein Detail ausgelassen ist. Die Bedeutung eines Satzes gibt an, was im Falle seiner Wahrheit der Fall ist – oder eben anders, welche Möglichkeiten im Falle seiner Wahrheit ausgeschlossen sind. So gelangten auch wir zu der Standardcharakterisierung des *de-dicto*-Glaubens: sie besteht in der Angabe einer Relation zwischen einem Subjekt und einer Menge möglicher Welten. Ich nenne das daher die *semantische Charakterisierung* der Gegenstände des Glaubens.

Diese semantische Charakterisierung ist altehrwürdig; schon bei Frege vorgeprägt, findet sie ihren deutlichen Ausdruck in Carnaps *Meaning and Necessity*. Sie läßt sich auf *de-re*-Einstellungen ausdehnen, sofern Kaplans oder irgendeine andere Reduktion der *de-re*- auf *de-dicto*-Überzeugungen (oder wie bei Lewis (1979) auf *de-se*-

¹⁰⁷ Vgl. dazu die schon erwähnte Aufsatzsammlung von Frank (1995).

Überzeugungen) angemessen ist. Und sie läßt sich auch auf de-se-Einstellungen ausdehnen, sofern man die Elemente des Möglichkeitsraums nicht als mögliche Welten, sondern komplizierter konstruiert – etwa als Tripel aus drei Parametern: die wirkliche Welt w , das Subjekt der Überzeugung s und der Zeitpunkt des Habens der Überzeugung t , so daß alle drei Parameter in der Repräsentation des Glaubensinhalts ihren Platz finden. Wie das im Detail aussieht, ist freilich noch umstritten, Gegenstand weiterer Forschung und daher im Moment nicht so wichtig.¹⁰⁸

Der klassische Ansatz, Propositionen in Gestalt von Möglichkeitsmengen als Glaubensinhalte anzusehen, hat einen entscheidenden Vorteil, der in unserer Darstellung der Erkenntnistheorie schon deutlich wurde: all die Ansätze zur Darstellung der Statik und Dynamik des Glaubens sind im Rahmen dieses Ansatzes formuliert, und es ist reichlich unklar, in welchem alternativen Rahmen sie formuliert werden können; leistungsfähige Ansätze gibt es dafür nicht. So kann der klassische Ansatz für sich beanspruchen, daß er in weiten Bereichen schlicht ohne Alternative ist.

Das ist ein großer Vorteil, dem aber auch deutliche Nachteile gegenüberstehen. So haben wir schon gesehen, daß man im Rahmen der semantischen Charakterisierung anscheinend keine engen Inhalte gewinnen kann; dafür gab es jedenfalls keine guten Vorschläge.¹⁰⁹ Das ist zumindest für diejenigen gravierend, die der Meinung sind, man brauche enge Inhalte. Es gibt aber noch ein weitergehendes Problem, in welches wir schon zu Beginn dieses Kapitels ein Stück weit hineingerutscht sind und welches darauf hinweist, daß die Gegenstände des Glaubens überhaupt nicht als *Inhalte* aufzufassen sind und daß es daher von vornherein verfehlt ist, sie semantisch charakterisieren zu wollen; es firmiert heute am ehesten unter dem Namen „Deduktionsproblem“. In dem klassischen Mögliche-Welten-Ansatz ergibt sich immer, daß logisch äquivalente Sätze dieselbe Bedeutung, denselben Inhalt haben und daß daher der semantischen Charakterisierung zufolge mit dem einen immer auch der andere geglaubt wird – wie es ja auch schon im Kapitel 4 in der qualitativen statischen Glaubentheorie angenommen worden war. Das scheint doxastisch unbefriedigend, wie die schon angefangene Diskussion um die Hyperintensionalität von Glaubenskontexten zeigt. Freges Axiom V aus den *Grundgesetzen der Arithmetik* war widersprüchlich, damit äquivalent zu $p \wedge \neg p$. Aber Frege glaubte zu bestimmten Zeiten sein Axiom V, doch sicher niemals $p \wedge \neg p$. Freilich hat es noch keiner geschafft, den Bedeutungsbegriff in

¹⁰⁸ In Spohn (im Erscheinen) plädiere ich dafür, daß noch mehr Parameter zu berücksichtigen sind.

¹⁰⁹ Cf. dazu auch Stalnaker (1990).

befriedigender Weise so zu explizieren, daß logisch äquivalente Sätze nicht automatisch bedeutungsgleich sind.¹¹⁰ So legt dieses Problem nahe, die bisher verfolgte Strategie zur Charakterisierung der Gegenstände des Glaubens zu verlassen und nach einer anderen zu suchen: Diese Gegenstände sind vielleicht gar keine Inhalte, sondern etwas mit einer syntaktischen Struktur, das komputationell manipulierbar ist. Dies ist die andere grundlegende Strategie, die man in der Literatur realisiert findet; ich nenne sie die *komputationelle Charakterisierung* der Gegenstände des Glaubens. Betrachten wir sie etwas näher.

Zunächst ist eigentlich klar, daß wir geistbegabten Wesen mit Inhalten im Kopf jedenfalls keine *reinen* „Inhaltsmaschinen“ sind in dem Sinne, daß wir mit den von uns betrachteten Inhalten einen unvermittelten Umgang haben; die Inhalte unserer Gedanken sind uns stets auf die eine oder andere Weise gegeben. Von daher kommt das Deduktionsproblem nicht überraschend; es bestätigt gerade, daß diese Gegebenheitsweise und damit auch die syntaktischen Aspekte der Inhalte zu berücksichtigen sind. Die radikalste Berücksichtigung besteht darin zu sagen: die Gegenstände des Glaubens sind die Sätze selbst, Einstellungen bestehen darin, daß man Sätze für wahr hält, oder auch, daß man wünscht, daß sie wahr sind, etc. Diese Position, die Quine vertreten hat¹¹¹, hat umgekehrt den heiklen Effekt, daß ein Deutscher und ein Franzose, die jeweils nur ihre Muttersprache und keine andere beherrschen, nicht dasselbe glauben können, weil sie klarerweise Einstellungen zu verschiedenen Sätzen haben, selbst wenn die Bedeutung dieser Sätze gleich ist.

Eine andere, weniger extreme Idee besteht darin, sich Carnaps schon erwähnten Begriff der intensionalen Isomorphie zu eigen zu machen. Zwei Sätze sind intensional isomorph, wenn sie in syntaktisch gleicher Weise aus synonymen Grundbestandteilen aufgebaut sind. Ein klares Beispiel für intensional isomorphe Sätze sind logisch gleich strukturierte Übersetzungen. So haben (a) „Schnee ist weiß oder Schnee ist nicht weiß“ und (b) „Gras ist grün oder Gras ist nicht grün“ zwar die gleiche logische Form, sind aber aus intuitiv bedeutungsverschiedenen Einheiten zusammengesetzt; wer den einen Satz glaubt, muß daher nicht unbedingt den anderen glauben. Hingegen sind (a) und (c) „snow is white or snow is not white“ intensional isomorph, weil die jeweiligen Bestandteile die gleiche Bedeutung aufweisen. Substituierbar sollen in Überzeugungskontexten nun gerade intensional isomorphe Ele-

¹¹⁰ Stalnaker (1984) ist eine charakteristische Dokumentation der Schwierigkeiten, die im klassischen Mögliche-Welten-Rahmen durch das Deduktionsproblem entstehen.

¹¹¹ Cf. Quine (1960).

mente sein. Diese spezifische Idee ist mancherlei Schwierigkeiten ausgesetzt – so ist der unterstellte Begriff der Bedeutungsgleichheit oder Synonymie sprachphilosophisch durchaus heikel –, wurde aber im Laufe der Zeit immer wieder verfeinert.¹¹²

Ein anderer, recht extremer Vorschlag wurde von Jerry Fodor besonders eifrig verfochten. Er stellt sich vor, daß alle intelligenten Wesen mit einer Art innerer Sprache operieren, die syntaktisch nach dem Vorbild der Sprachen erster Stufe aus der Prädikatenlogik funktioniert (obwohl diese Forderung nicht wesentlich für das Programm an sich zu sein scheint).¹¹³ Diese Sprache des Denkens oder des Geistes hat man sich als etwas Universelles vorzustellen, das bei allen Menschen in gleicher Weise funktioniert. Der Geist wird damit als eine Art von Computer angesehen, der eine bestimmte Programmiersprache exekutiert.

Es gibt also verschiedene Ansätze zur komputationellen Charakterisierung der Gegenstände des Glaubens. Natürlich liegt die treibende Kraft hinter dieser komputationellen Charakterisierung und ihren Varianten wiederum darin, doch noch dem Postulat des methodologischen Solipsismus Genüge zu tun; daß sie eher darauf hoffen lassen, ist der eine Vorteil dieser Ansätze. Ein anderer besteht darin, daß sie das Deduktionsproblem auf offensichtliche Weise vermeiden. Andererseits scheint, wie sich neuerdings immer mehr zeigt, der „biologische Computer“ weit weniger sprachanalog zu arbeiten, als das in Modellen wie denen einer Sprache des Geistes à la Fodor angelegt ist. So ist die Bezeichnung „Sprache des Geistes“ eher als eine Metapher für etwas noch ganz Unbekanntes anzusehen denn als Benennung eines klar umrissenen Forschungsprogramms.

Ein wesentlicher Mangel dieser Ansätze zu einer komputationellen Charakterisierung besteht darin, daß völlig unklar ist, wie sich die in den letzten Kapiteln recht fruchtbar behandelten Fragen in ihrem Rahmen angehen lassen. Auch scheinen sie nicht unbedingt das zu liefern, was man haben möchte. Ein Philosoph wie Tyler Burge würde sagen, daß dieser gleichsam formale Teil einer Theorie des Geistes zwar wichtig ist, aber keineswegs für sich schon eine Theorie des Geistes liefert. Denn Überzeugungen sind ja für Burge nicht intern, während all diese komputationellen Zustände, von denen diese Ansätze reden, „im Kopf“ sind. In das gleiche Horn, wiewohl in völlig entgegengesetzter Weise, stoßen einige Philosophen, die unter

¹¹² Literatur: Carnap (1947) für die Idee mit der intensionalen Isomorphie. Kritisch dazu: Quine (1960). Verfeinerungen der Grundidee findet man z.B. bei Bealer (1982), oder Cresswell/von Stechow (1982).

¹¹³ Cf. Fodor (1975).

der Bezeichnung „Eliminativisten“ bekannt geworden sind.¹¹⁴ Diese Leute sind der Meinung, daß unsere üblichen Redeweisen von propositionalen Einstellungen, Gedanken, Überzeugungen und dergleichen vorwissenschaftlichen Status aufweisen und im Zuge der Entwicklung einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung der Thematik schlicht verschwinden werden, ersetzt durch neurophysiologische Beschreibungen oder rein syntaktische Darstellungen. Die Eliminativisten sehen sich jedoch dem grundsätzlichen Problem gegenüber, daß die existierende Theoriebildung vorwiegend semantisch orientiert ist; und gänzlich nutzlos oder inadäquat kann all das, was Psychologen und Philosophen zusammengetragen haben ja wohl nicht sein.

Wie dem auch sei, zum Schluß möchte ich noch einen anderen Gesichtspunkt einführen, der die Diskussion zwischen der semantischen und der komputationellen Charakterisierung meines Erachtens zugunsten der ersteren auflöst. Dieser Gesichtspunkt liegt darin, daß die Glaubenstheorie Bestandteil der allgemeinen Rationalitätstheorie ist und daß diese offenbar nur semantisch orientiert sein kann.¹¹⁵

Um diesen Gedanken näher auszuführen, muß man sich ein wenig in die Theorie der Rationalität hineinbegeben. Es gibt im wesentlichen zwei Klassen von Gegenständen, die wir als rational oder irrational bezeichnen: Handlungen und Überzeugungen. Manche werden weiter gehen und auch Wünsche zu dieser Klasse rechnen wollen, und vielleicht lassen sich sogar Gefühle als rational oder irrational beurteilen¹¹⁶; das wollen wir aber nicht weiter vertiefen. Der Rationalität von Handlungen und der von Überzeugungen entsprechen die Bereiche der praktischen und theoretischen Rationalität. Die Theorie der Rationalität ist insgesamt janusköpfig: sie hat einen normativen und einen deskriptiven Aspekt. Man *soll* sich an die Regeln der Rationalität halten – Paradebeispiel hierfür ist die Logik, die Gesetze vernünftigen Denkens formuliert, denen man bei seinem Nachdenken folgen soll. Aber die Theorie ist auch eine empirisch idealisierende Theorie, die unser Verhalten als rationale Wesen, die wir doch (nach Ansicht einer altehrwürdigen Tradition) sein wollen, zumindest annähernd beschreibt. Diese beiden Aspekte der Theorie der Rationalität stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander: die normative Theorie ist objektivierend, gibt Vorschriften für alle, die deskriptive ist formuliert ihre Beschreibungen eher subjektbezogen.

¹¹⁴ Repräsentativ ist hier Churchland (1981) und besonders Stich (1983).

¹¹⁵ Die folgende Überlegung findet sich ausführlicher in Spohn (1993).

¹¹⁶ Vgl. etwa Bittner (1992).

Um das zu spezifizieren: Da handelt es sich um eine Weise, die meinen Protest auslöst: Wie irrational, was du da tust! Darauf präsentiert der andere mir seine Gründe, er zeigt, warum es für ihn rational ist, so zu handeln. Lassen wir etwa wieder unseren Freund Grabski auftreten. Dem ist heute morgen eine schwarze Katze über den Weg gelaufen, weshalb er der Vorlesung fernblieb. Ist sein Verhalten rational oder nicht? Es ist aus einer internen Perspektive betrachtet, durchaus als rational zu betrachten. Grabski glaubt, daß schwarze Katzen Vorboten von Unglück sind und daß man Unglück am besten vermeidet, indem man zuhause im Bett bleibt – also geht er ins Bett zurück. So weit ist das eine deskriptive Betrachtung von Grabskis Rationalität; er hat immerhin Gründe für sein Fernbleiben von der Vorlesung. Aber natürlich ist sein Verhalten unter einer anderen Perspektive höchst unvernünftig; Grabski hat in unserer Bewertung schlechte Gründe dafür, zuhause zu bleiben. Unter normativen Gesichtspunkten verbinden wir die Rationalitätsbeurteilung von Überzeugungen mit der Beurteilung ihrer Wahrheit (ohne sie damit zu identifizieren). Und es ist eben falsch, daß schwarze Katzen Unglück bedeuten. Diese Verknüpfung mit Wahrheit unterbleibt im Falle einer deskriptiv orientierten Betrachtung.

Ein anderes Beispiel: Wenn ich über etwas nachdenke, dann beziehe ich in die Überlegung all das ein, was mir *de facto* so einfällt. Meine Überlegung schreitet dann fort, ganz im Einklang mit allen Regeln, die Rationalität gebietet. Aber unter normativen Gesichtspunkten sollte ich natürlich *alle* relevanten Aspekte bei meiner Überlegung berücksichtigen; daß ich deskriptiv im Einklang mit allen Regeln der Rationalität vorgehe, garantiert nicht, daß ich alles objektiv Relevante tatsächlich berücksichtigt habe.

Dieses normativ-deskriptive Spannungsverhältnis betrifft schließlich auch die Alternative zwischen semantischen und komputationellen Charakterisierung der Gegenstände des Glaubens. Die Inhalte der Überzeugungen sind uns *de facto* auf die eine oder andere Weise gegeben; unter einer deskriptiven Betrachtung muß das beachtet werden. Aber normativ sind nur die semantischen Merkmale ausschlaggebend. Rechnen Sie bitte schnell im Kopf $13 \cdot 19$! Die Antwort lautet korrekt: 247 – auf welche Weise Sie jetzt tatsächlich gerechnet haben, ob $13 \cdot 20 - 13$, $10 \cdot 19 + 3 \cdot 19$, $16^2 - 13^2$ oder gar nicht (weil Sie das Ergebnis auswendig gewußt haben), ist für die Beurteilung dessen irrelevant, ob Ihre Antwort richtig und damit rational war. Mehr noch, es gibt kein eindeutiges „richtiges“ Verfahren, dem Sie bei ihrem Kopfrechnen folgen sollten; jedes Verfahren, das in *semantisch* korrekter Weise zum richtigen Ergebnis führt, ist so weit rational.

Die Suche nach schnellen, cleveren Algorithmen, die die Mathematiker und Informatiker so intensiv beschäftigt, ist gewiß sinnvoll und hat etwas mit der Rationalität komputationeller Verfahren zu tun; doch stehen dahinter weitere Ziele wie die Minimierung von Rechenzeit und -kapazität, die wiederum auf der inhaltlichen, semantischen Ebene vorgegeben sind. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß in der Diskussion um die Gegenstände des Glaubens semantisch orientierte Ansätze vorherrschen; wenn das zuletzt gegebene Argument richtig ist, wird sich daran auch nichts ändern, solange die Glaubenstheorie zur Rationalitätstheorie gehört. Dies ist der Grund, warum ich hier den semantischen Zugang zu den Gegenständen des Glaubens so in den Vordergrund gerückt habe – auch wenn er, wie wir gesehen haben, mit vielen ungelösten Problemen zu kämpfen hat und das letzte Wort auf diesem Gebiet offensichtlich noch lange nicht gesprochen ist.

8. Manifestationen des Glaubens

Die Glaubensrelation „*a* glaubt zu *t* im Grade *r*, daß *p*“ und das sich darum rankende Theoriegut habe ich damit einigermaßen gründlich dargestellt. Doch bleiben doxastische Zustände, die ja (zumindest unter individualistischer Sicht) innere Zustände sind, unvollkommen verstanden, wenn man nicht auch ihre kausale Einbettung in Input-Output-Zusammenhänge genau studiert; denn nur über diese Zusammenhänge werden sie uns empirisch zugänglich. Die Input-Zusammenhänge werden in der Philosophie in der Wahrnehmungstheorie behandelt. Offenbar sind unsere Überzeugungen in der Regel irgendwie auf unsere Wahrnehmungen zurückzuführen, und zu einem gewissen Teil haben wir das schon im Kapitel 5 über die Dynamik des Glaubens thematisiert. Doch ist der Begriff der Wahrnehmung philosophisch einer der schwierigsten, den es noch entschieden gründlicher zu betrachten gilt. Dem soll das nächste Kapitel gewidmet sein (doch, siehe dort, die Realität sieht anders aus). Die Output-Zusammenhänge werden hingegen in der Philosophie in der Handlungstheorie betrachtet; denn offenkundig sind unsere Überzeugungen eine wesentliche Richtschnur für unsere Handlungen. Dies ist der Gegenstand dieses Kapitels.

Da ist als erstes zwischen Handeln und bloßem Verhalten zu unterscheiden. Diese Unterscheidung wird in der Handlungstheorie heftig diskutiert, weil es bei ihr ja allererst um die Abgrenzung des Gegenstands dieser Theorie geht. Grob wird üblicherweise gesagt, daß bloßes Verhalten unwillkürlich ist und nicht der Kontrolle des Akteurs untersteht, während Handlungen intentional sind und absichtlich ausgeführt werden, d.h. von Absichten herrühren, in denen sich die Wünsche und Überzeugungen der Akteure bündeln.¹¹⁷

In Bezug auf Überzeugungen wäre daher erstens zu diskutieren, wie diese sich auch in bloßem Verhalten ausdrücken können. Solche Zusammenhänge bestehen ganz gewiß. Überraschtheit drückt sich oft ganz unwillkürlich aus und basiert natürlich auf gewissen (der gerade gemachten Erfahrung zuwiderlaufenden) Überzeugungen; vielen Menschen merkt man es an, wenn sie lügen; etc. Solche Zusammenhänge scheinen mir für unsere Durchschaubarkeit und Glaubwürdigkeit ganz wesentlich zu sein; Menschen etwa, die perfekt lügen können, sind, auch wenn sie es nie tun, des-

¹¹⁷ Vgl. aber auch Frankfurt (1978).

wegen gleich weniger vertrauenswürdig. Doch kenne ich philosophischerseits nichts, worin diese Zusammenhänge gründlicher aufgearbeitet worden wären – wohl weil es sich dabei um lauter arationale Vorgänge handelt. Daher will auch ich diese Frage hier nicht weiter vertiefen.

Umso mehr kann der Philosoph dazu sagen, wie sich Überzeugungen in intentionalen Handlungen ausdrücken – weil das eben wieder zur Rationalitätstheorie gehört. Hier sind wiederum zwei Klassen von Handlungen zu unterscheiden, weil sie doch auf sehr unterschiedliche Weise theoretisch erfaßt werden: nämlich sprachliche und nicht-sprachliche Handlungen. Sprachliche Handlungen bezeichne ich im weiteren als Äußerungen, nicht-sprachliche einfach wieder als Handlungen. In beiden manifestieren sich Überzeugungen. In seiner allgemeinsten Form wird dieser Manifestationszusammenhang im Rahmen der Entscheidungstheorie untersucht. Leonard Savage hat eine klassische Version davon präsentiert; seinem Werk ist das folgende Beispiel zur Illustration der Theorie entnommen.¹¹⁸

Sie wollen sich ein Omelett zubereiten. Dazu haben Sie bereits 5 Eier aufgeschlagen und in einer Schüssel vorbereitet. Im Kühlschrank finden Sie aber noch ein sechstes Ei von etwas unbestimmter Herkunft. Was sollen Sie nun damit tun in Anbetracht der Möglichkeit, daß dieses weitere Ei verdorben ist? Sie können es wegwerfen, Sie können es aufschlagen und zu den anderen in die Schüssel geben, oder Sie können es auf einem anderen Teller aufschlagen, um erst einmal seine Qualität zu überprüfen. Savage folgend kann man diese Entscheidungssituation in Gestalt einer *Konsequenzenmatrix* darstellen:

	6. Ei gut	6. Ei schlecht
6. Ei wegwerfen	5-Ei-Omelett	5-Ei-Omelett
6. Ei zu den andern tun	6-Ei-Omelett	kein Omelett
6. Ei untersuchen	6-Ei-Omelett und mehr Teller spülen	5-Ei-Omelett und mehr Teller spülen

In den Zeilen dieser Matrix stehen links die Handlungen und in den Spalten oben die relevanten Umstände. Nun muß man die möglichen Konsequenzen bewerten und die relevanten Wahrscheinlichkeiten für die Umstände bedenken. Die Bewertungen wie-

¹¹⁸ Cf. Savage (1972). Deutlich zugänglicher als dieser nur mühevoll lesbare Text und für die Philosophen insgesamt auch einschlägiger ist Jeffrey (1983). Doch auch das ist kein einfach zu lesendes Buch, weshalb auch noch auf Resnik (1987), als Einführung verwiesen sei.

derum lassen sich in der Form einer *Nutzenmatrix* darstellen; dabei ordnet man einer Konsequenz, also dem Ergebnis einer Handlung unter bestimmten Umständen eine Maßzahl $u(-)$ zu derart, daß man das Ergebnis A dem Ergebnis B genau dann vorzieht, wenn $u(A) > u(B)$. Die Funktion $u(-)$, definiert über der Menge der möglichen Konsequenzen, nennt man eine *Nutzenfunktion*.¹¹⁹ Das sieht dann unter natürlich erscheinenden Annahmen für das Omelett-Beispiel etwa so aus:

	6. Ei gut	6. Ei schlecht
6. Ei wegwerfen	5	5
6. Ei zu den andern tun	6	0
6. Ei untersuchen	$6 - x$	$5 - x$

Dabei bemißt sich die Größe von x an der Unlust, die man empfinden mag, wenn man einen zusätzlichen Teller abspülen muß. Ferner ist für die möglichen Umstände eine Wahrscheinlichkeitsfunktion P erklärt; nehmen wir an, Ihr Zutrauen zum 6. Ei ist mäßig, genauer: $P(6. Ei gut) = 0,75$ und demnach $P(6. Ei schlecht) = 0,25$.

Aus alledem läßt sich nun der sogenannte erwartete Nutzen EU der möglichen Handlungen bestimmen, indem man die Nutzenwerte der Konsequenzen mit den Wahrscheinlichkeiten, mit denen sie mit der fraglichen Handlung eintritt, gewichtet und addiert. Also:

$$EU(6. Ei wegwerfen) = 5 \cdot 0,75 + 5 \cdot 0,25 = 5 ,$$

$$EU(6. Ei zu den andern tun) = 6 \cdot 0,75 + 0 \cdot 0,25 = 4,5 ,$$

$$EU(6. Ei untersuchen) = (6 - x) \cdot 0,75 + (5 - x) \cdot 0,25 = 5,75 - x .$$

Das fundamentale Entscheidungsprinzip, auch Bayes'sche Regel genannt, ist nun, daß diejenige Handlung für Sie optimal ist, die Ihren erwarteten Nutzen maximiert. Sie sollten also das 6. Ei untersuchen, falls $x < 0,75$, die Mühe, den zusätzlichen Teller zu spülen, also gering genug ist; andernfalls sollten Sie das 6. Ei gleich wegwerfen.

Allgemein sieht ein Entscheidungsproblem in diesem Ansatz so aus: Grundlegend ist die Konsequenzenmatrix der Form

¹¹⁹ Für Nutzenfunktionen der für die Entscheidungstheorie des Savage-Typs einschlägigen Art braucht man noch weitere Auflagen; technisch gesprochen, müssen die Nutzenfunktionen *kardinal* oder *eindeutig bis auf positiv affine Transformationen* sein. Das bedeutet: wenn $u(-)$ eine zulässige Nutzenfunktion ist, dann sind auch alle $v(-)$ zulässige Nutzenfunktionen, für die $v(-) = au(-)+b$ gilt, wobei a, b reellen Zahlen sind und $a > 0$.

	Z_1	Z_2	Z_3	..
H_1	C_{11}	C_{12}	C_{13}	..
H_2	C_{21}	C_{22}	C_{23}	..
H_3	C_{31}	C_{32}	C_{33}	..
...

wobei die Z_j eine Partition der entscheidungsrelevanten möglichen Umstände bilden, über der ein (subjektives) Wahrscheinlichkeitsmaß P definiert ist. Auf der Menge der möglichen Konsequenzen C_{ij} ist die Nutzenfunktion u definiert. Für die offenstehenden Handlungen H_i , die ebenfalls einander wechselseitig ausschließen, ist dann eine Erwartungsnutzen-Funktion EU auf folgende Weise definiert:

$$EU(H_i) = \sum_{j=1}^n P(Z_j) \cdot u(C_{ij}).$$

Das Bayessche Prinzip der Maximierung des erwarteten Nutzens besagt nun, daß man die Handlung H_i wählen soll, für die $EU(H_i)$ maximal ist.

Das alles schaut recht abstrakt und blutleer aus, wäre natürlich auch eigentlich viel ausführlicher darzustellen, erweist sich aber doch als sehr allgemein anwendbar. Und es ist meiner Meinung nach der Kern der philosophischen Handlungstheorie. Überzeugungen werden durch das Wahrscheinlichkeitsmaß P dargestellt, Wünsche durch die Nutzenfunktion u . In der Angabe der Konsequenzen sind dabei auch alle weiteren Nebenfolgen einer Handlung berücksichtigt; mit den C_{ij} werden also *alle* mit der Handlungen verknüpften Aspekte bewertet. Insofern wird in diesem Rahmen nicht nur eine reine Zweck-Mittel-Rationalität betrachtet. Es ist unmittelbar zu sehen, wie sich die epistemische Bewertung über P in den Handlungen ausdrückt. Dabei ist es völlig natürlich, Überzeugungen hier als subjektive Wahrscheinlichkeiten zu repräsentieren. Darin liegt in der Tat, wie schon früher erwähnt, ein entscheidender Vorteil des probabilistischen Ansatzes bei der Repräsentation von Überzeugungen: eine brauchbare Handlungstheorie in Gestalt der Entscheidungstheorie ist bislang nur mit diesem Ansatz zu haben.

Können sich denn alle Überzeugungen auf diese Weise, d.h. im Rahmen eines Beitrags zum Entscheidungsverhalten eines rationalen Akteurs manifestieren? Zunächst sieht es so aus, als wäre diese Frage negativ zu beantworten – anscheinend zeigen sich nur die handlungsrelevanten Überzeugungen auf diese Art in Entschei-

dungen. Doch gibt es eine Möglichkeit, alle Überzeugungen wenigstens auf hypothetische Weise handlungsrelevant zu machen: nämlich in Form von Wetten. Glaube ich, daß Bayern München der Meister der kommenden Saison wird oder Borussia Dortmund? Ich mag mir unsicher sein, wie ich antworten soll. Vorderhand ist diese Frage für mich auch nicht handlungsrelevant; ich bin allenfalls als reiner Beobachter interessiert. Nun bietet mir man jedoch zwei Wetten an; bei der einen erhalte ich bei jeweils gleichem Einsatz 10 DM, wenn Bayern Meister wird, bei der andern erhalte ich 10 DM, wenn die Borussia Meister wird. Schon ist die Frage handlungsrelevant, und ich werde die Wette wählen, bei der ich mit größerer Wahrscheinlichkeit den Gewinn erwarte. Nun ist das bei Fußballwetten nichts Ungewöhnliches, aber wir hätten ja auch darauf wetten können, ob Neutrinos Masse haben oder auf etwas anderes, das für die allermeisten von uns normalerweise keine praktische Relevanz hat. Auf diese Weise können sich alle unsere Überzeugungen innerhalb von Wettverhalten manifestieren.¹²⁰

Allerdings ist diese Manifestation von Überzeugungen im Rahmen rationalen Handelns im allgemeinen und von Wetten im besonderen untrennbar verknüpft mit den Wünschen und Präferenzen, die einer hat. In obigem Fußball-Beispiel wurde implizit unterstellt, daß ich mehr Geld weniger Geld vorziehe und größere Gewinnerwartungen lieber habe als geringere. Doch ist dieser Zusammenhang von Überzeugungen mit Präferenzen nicht eindeutig. Denn wäre ich jemand, der lieber weniger Geld als mehr Geld gewinnen möchte, würde ich ganz genauso in meinem Verhalten zeigen, was ich für wahrscheinlicher halte! Die Tatsache, daß sich Überzeugungen und Wünsche nur gemeinsam verknüpft manifestieren, führt also zu einer gewissen Unbestimmtheit bei der Interpretation des Verhaltens. Man braucht darum weitere gesetzesartige Auflagen, um Handlungen eine eindeutige Deutung als Ausdruck von Überzeugungen geben zu können.¹²¹ So muß man nach weiteren Gesetzen über Input-Zusammenhänge suchen, die helfen, unplausible Überzeugungen auszuschließen, nach Gesetzen über die rationale Revision von Überzeugungen, nach Gesetzen über Wünsche (eine wichtige Eigenschaft von Wünschen wäre etwa, daß sie eine gewisse zeitliche Konstanz haben). Hier gibt es also ein reiches Inventarium an Methoden, welches wir bei der Interpretation von Handlungen und der Ermittlung von

¹²⁰ Es gibt natürlich Problemfälle. Wie will man z.B. den Ausgang einer Wette feststellen, die für und gegen die Wahrheit der Aussage „Die Zahl der Elementarteilchen im Universum ist ungerade“ abgeschlossen wurde?

¹²¹ Das ist auch ein Thema in der Theorie radikaler Interpretation von Davidson (1990).

Überzeugungen mobilisieren und welches meines Wissens nirgends umfassender aufgelistet und untersucht worden ist.

Ich möchte schließlich auch hier darauf hinzuweisen, daß die im letzten Kapitel dargestellte Diskussion über die Natur von Einstellungsinhalten in die Entscheidungstheorie noch kaum Wirkung gezeigt hat. Um das an einem Punkt zu demonstrieren: die entscheidungstheoretische Rasonnieren führt ja nicht direkt zur Handlung selbst, sondern zunächst nur zu der Absicht, die Handlung mit dem höchsten erwarteten Nutzen auszuführen. Die Ausführung kann unterbleiben, weil etwas dazwischenkommt – höhere Gewalt zum Beispiel. Die resultierende Intention aber muß *de se* und *de nunc* sein: ich beabsichtige, daß *ich jetzt* das-und-das tue. Außerdem sollte die Intention *de re* sein; ich werde ja konkret etwas mit Gegenständen in der Welt tun. Wie diese Komponenten in der Entscheidungstheorie berücksichtigt sind, das ist bislang so gut wie gar nicht untersucht worden.¹²²

Nach diesem kurzen Ausflug in die Entscheidungstheorie will ich mich der anderen und sicherlich deutlicheren Manifestationsart von Überzeugungen zuwenden, die jedenfalls für alle verbalisierbaren Überzeugungen besteht: nämlich in Äußerungen. Wenn ich glaube, daß Schnee weiß ist, dann kann ich dem problemlos Ausdruck verleihen, indem ich sage „Schnee ist weiß“. Wenn ich ein Bier wünsche, gebe ich dies problemlos mit der Äußerung „Ich möchte ein Bier“ kund. Paul Grice hat diese grundlegenden Beobachtungen zur Basis einer ganzen Sprachphilosophie gemacht, die Sprachverhalten als zweckrationales Verhalten ansieht: Ich äußere „Schnee ist weiß“, weil ich beabsichtige, Ihnen damit zu verstehen zu geben, daß ich in der Tat glaube, daß Schnee weiß ist. Ich äußere „Ich möchte ein Bier“, weil ich beabsichtige, der Kellnerin klar zu machen, daß ich ein Bier wünsche, und weil ich glaube, daß das beste Mittel, ihr diesen meinen Wunsch begreiflich zu machen, darin besteht, ihr zu sagen, daß ich ein Bier möchte; denn ich glaube, daß sie erkennen wird, daß ich mit dieser Äußerung die Absicht habe, ihr zu verstehen zu geben, daß ich ein Bier möchte und sie mir darum eins bringen wird; und so weiter.¹²³ Der Witz der Griceschen Konzeption besteht darin, die Bedeutung der Äußerung auf die Ab-

¹²² Zur rationalen Handlungserklärung cf. Hempel (1961/62). Es gibt noch eine zweite dieser nützlichen Sammlungen klassischer Aufsätze zur Handlungstheorie: Beckermann (ed.) (1977). Zur Rolle von Wünschen in der Handlungstheorie cf. auch Mele (1992). Bei Lewis (1979) findet sich ein Abschnitt darüber, wie sich die Entscheidungstheorie modifizieren läßt, wenn man *de-se*-Einstellungen berücksichtigt.

¹²³ Wie man sieht, wird die Analyse schon sehr bald recht kompliziert. Grices eigene Arbeiten sind zusammengefaßt in Grice (1989). Die vielleicht zugänglichste Darstellung des Griceschen Programms findet man bei Bennett (1976).

sicht, mit der die Äußerung erfolgt, zurückzuführen. Diese Absichten werden dann weiter analysiert; die resultierenden Intentionen sind allerdings in der Diskussion dieser Konzeption immer komplizierter geworden.¹²⁴ Diese Konzeption beeinflusste die Sprachphilosophie und die Philosophie des Geistes erheblich, stieß aber auch immer auf Widerspruch; in letzter Zeit ist es eher still darum geworden.

Auch wenn man letztlich auf ein solches umfassendes reduktives Programm zurückgreifen muß, um die Rolle von Äußerungen bei der Manifestation von Überzeugungen zu untersuchen – wodurch sich natürlich die Undurchsichtigkeiten der Manifestation von Überzeugungen in Handlungen in allgemeinen auf Äußerungen im speziellen übertragen –, man muß es deswegen nicht immer mobilisieren. Denn es gibt ein höchst plausibles Prinzip, das die aufrichtige Äußerung eines Satzes mit dem Haben der Überzeugung bedeutungsgleichen Inhalts in Beziehung setzt. In der Literatur taucht es unter dem Namen *Disquotationsprinzip* auf; manche Puristen (wie einer der Verfasser des Skripts) ziehen die Bezeichnung *Zitattilgungsprinzip* vor. Es gilt nur für behauptende, nicht-indexikalische Äußerungen und lautet so:

Wenn jemand aufrichtig „ ϕ “ äußert, dann glaubt er auch, daß ϕ .

Viele Philosophen neigen dazu, die umgekehrte Richtung zu verteidigen, die man am besten hypothetisch formuliert: wenn jemand etwas glaubt, dann würde er, vorausgesetzt er ist ernsthaft und aufrichtig, auf eine Frage, ob er dies glaubt, zustimmend reagieren. So wie sie bislang formuliert wurden, gelten die beiden Prinzipien allerdings nur für Leute, die diejenige Sprache sprechen, in der das Prinzip formuliert ist. Darum hat man ein *erweitertes Zitattilgungsprinzip* vorgeschlagen:

Wenn a ernsthaft und aufrichtig „ ϕ “ äußert, und ψ eine Übersetzung von ϕ aus der Sprache von a ins Deutsche ist, dann glaubt a , daß ψ .

Es dürfte klar sein, wieso für dieses Prinzip der Name „Zitattilgungsprinzip“ vorgeschlagen wurde: es werden darin die Anführungszeichen, die eine Äußerung kennzeichnen, entfernt und die Überzeugung in indirekte Rede übertragen.¹²⁵

¹²⁴ Ein Paradebeispiel für die erreichte Komplexität ist Schiffer (1972). Schiffer hat seine und Grices Position später scharf kritisiert; cf. Schiffer (1987).

¹²⁵ Eine explizite Formulierung und Diskussion dieser Prinzipien findet sich in Kripke (1979).

Klarerweise sind es de-dicto-Überzeugungen, die sich gemäß dem Prinzip der Zitattilgung in Äußerungen manifestieren. Auch sind es vorderhand nur qualitative beschriebene Überzeugungen, die sich auf diese Weise ausdrücken. Diese Fakten zeigen, daß zwischen dieser Art von Manifestation und der Manifestation von Überzeugungen, wie sie sich im Kontext des entscheidungstheoretischen Ansatzes ergab, gewisse Unterschiede bestehen; denn dort hatten wir es mit einem quantitativen Modell der Überzeugungsrepräsentation zu tun, welches so weit für die de-re/de-dicto- und die sonstigen Unterscheidungen nicht sensibel war. Es lohnte sich meines Erachtens, all das einmal entschieden genauer auseinanderzunehmen.

Wichtig ist ferner, daß sich beim Prinzip der Zitattilgung Überzeugungen und Bedeutungen gemeinsam dokumentieren. Das erweiterte Prinzip der Zitattilgung ist ja sicherlich das interessantere; und der Bedeutungsbegriff spielt in ihm eine entscheidende Rolle. Denn es bezieht sich explizit auf den Übersetzungsbegriff; Übersetzungen zeichnen sich aber dadurch aus, daß in ihnen die Bedeutung gewahrt bleibt. (Das ist eine Minimalbedingung; weitere kommen sicherlich noch dazu.) Also müssen wir die Bedeutung des Satzes kennen, den *a* äußert, um zu erkennen, was *a* glaubt. Doch gilt sicherlich auch der umgekehrte Zusammenhang: was ein Ausdruck in einer Sprache bedeutet, ist abhängig davon, welche Überzeugungen Sprecher dieser Sprache typischerweise mit ihren Äußerungen ausdrücken. Hier tut sich ein feiner Zirkel wechselseitiger Abhängigkeiten auf. Um zu verstehen, was einer sagt, müssen wir die Bedeutung der Ausdrücke kennen, die er benutzt. Das aber ist nicht unabhängig von dem, was er beabsichtigt, glaubt und wünscht – kurz, es ist abhängig von seinen Einstellungen. Aber welche Einstellungen er hat, erschließt sich uns oft nur über seine Äußerungen. Bedeutungen und Überzeugungen verschiedener Art manifestieren sich also, wie gesagt, meist nur im Verbund.

Kaum einer hat das in den letzten Jahren schärfer in den Blick genommen als Donald Davidson. Seine Konzeption der sogenannten radikalen Interpretation ist ein Versuch, dieses System wechselseitiger Abhängigkeiten besser zu verstehen. Diese radikale Interpretation ist das Unterfangen, aus dem Sprach- und Wahlverhalten von Individuen insgesamt ein kohärentes Bild der propositionalen Einstellungen, die ihr Verhalten anleiten, und ihrer Bedeutungen zu gewinnen. Natürlich muß sich dieses Unterfangen dabei an bestimmten Prinzipien orientieren. Das wichtigste der von Davidson verfochtenen Prinzipien der radikalen Interpretation ist das *Principle of Charity*. Eine deutsche Übersetzung zu finden, ist nicht ganz leicht; es hat sich wohl eingebürgert, vom Prinzip der Nachsicht zu sprechen (es findet sich auch die genauere,

aber pompösere Bezeichnung „Prinzip der hermeneutischen Billigkeit“). Das Prinzip besagt, daß man das Verhalten und Handeln eines Individuums, dessen Sprache man nicht kennt und dessen Einstellungen einem zunächst unbekannt sind, so interpretieren soll, daß herauskommt, daß dieses Individuum hauptsächlich wahre Überzeugungen besitzt. Vielleicht noch klarer ist folgende Deutung des Prinzips als einer Maxime des Inhalts: Wenn man ein fremdes Individuum interpretiert, soll man ihm nicht ohne zwingende Gründe Irrtümer und Unfug in seinen Überzeugungen unterstellen. Davidsons methodisches Vorgehen bei der radikalen Interpretation weist im übrigen eine große Ähnlichkeit mit dem Verfahren auf, das Entscheidungstheoretiker wie Ramsey und Jeffrey entwickelt haben, um aus den Präferenzen eines Individuums unter der Annahme bestimmter Rationalitätsprinzipien ein detailliertes Maß für die Intensität seiner Präferenzen sowie das von ihm verwendete Wahrscheinlichkeitsmaß zu ermitteln. Tatsächlich versucht Davidson, eine vereinheitlichte Theorie der radikalen Interpretation und der Entscheidungstheorie zu formulieren.¹²⁶ Diese Überlegungen sind auch deshalb von besonderem Interesse, weil an dieser Stelle sich verschiedene Aspekte theoretischer und praktischer Rationalität in besonders deutlicher Weise miteinander verbinden.

Jedes Thema, das ich auch nur anreiß, erweist sich also umgehend als immens verzweigt und komplex. Das ist der Lauf der Wissenschaft; es zeigt auch, daß die Philosophie in einem ihr durchaus bekömmlichen Maße zur „normal science“ geworden ist. Die Komplexität muß auch nicht entmutigen; sie ist bewältigbar, und schon in diesem Skript sind wir immer wieder auf Punkte gestoßen, deren Bearbeitung direkt an die Front der Forschung vorstoßen würde. Doch läßt sich in einem solchen unmöglich allen Verzweigungen nachspüren, so daß es mit diesen Andeutungen zu den Manifestationsweisen doxastischer Zustände sein Bewenden haben mag.

¹²⁶ Der deutlichste Versuch dazu ist die dritte von Davidsons Dewey-Lectures (1990). Zur Konzeption radikaler Interpretation im allgemeinen cf. vor allem Davidson (1984) Für das Verfahren, aus Präferenzen eine (fast) kardinale Nutzenfunktion und ein subjektives Wahrscheinlichkeitsmaß zu gewinnen, cf. am besten Jeffrey (1983).

9. Wahrnehmungstheorie

Zu guter Letzt ist aus diesem Skriptum doch noch ein Torso geworden. Inwiefern die Wahrnehmungstheorie für die Erkenntnistheorie wesentlich ist, ist an mehreren Stellen in diesem Skriptum, zuletzt am Beginn des Kapitels 8, deutlich geworden; daher gehörte sie fest zum Programm der Vorlesung. Doch in der Vorlesung selbst fehlte dafür die Zeit und nun bei der Ausarbeitung die Kraft. Daher begnüge ich mich mit einigen vermischten Literaturhinweisen:

Moderne Klassiker der philosophischen Wahrnehmungstheorie sind u.a. Chisholm (1957), Austin (1962), Dretske (1969), Pitcher (1971), Jackson (1977), Armstrong (1981) und McGinn (1983). Eine ganz kurze Einführung findet sich in Newen, v. Savigny (1996), Kap. II.6. Wichtige Aufsatzsammlungen sind etwa Swartz (1965) und Warnock (1967). Eine hübsche Einführung in die Farblehre liefert Hardin (1987). Wer schließlich lieber in die psychophysische Theoriebildung hineinschauen will, der probiere es z.B. mit Marr (1982).

10. Zum Abschluß: Erkenntnistheorie und Metaphysik

Auch unter systematischer Perspektive fehlt noch vieles in diesem Überblick über die Erkenntnistheorie (z.B. eine Ausführung des letzten sehr kurzen Kapitels). Aber insgesamt sollte deutlich geworden sein, mit welchen Mitteln und auf welche Weise erkenntnistheoretische Fragen systematisch abgehandelt werden können. Das Wichtigste haben wir über all den detaillierten Erläuterungen der vergangenen Kapitel fast aus den Augen verloren. Aber nur fast; drum will ich am Ende noch einmal zur Wahrheitsfrage und damit klassisch metaphysischen Fragestellungen zurückkehren.

Ich habe schon in der Einleitung darauf hingewiesen: was erkenntnistheoretische Überlegungen zu eigentlich philosophischen Überlegungen macht, ist vor allem das Interesse an Wahrheit. Dieses Interesse reicht aber über das Interesse an einer normativen Rationalitätstheorie, welches uns in den letzten Kapiteln geleitet hat, hinaus; rationales Vorgehen beim Erkenntniserwerb garantiert noch keine Wahrheit, auch wenn es uns dabei hilft. Nun haben wir uns seit dem 4. Kapitel kaum mehr mit dem Wahrheitsbegriff befaßt; wenden wir uns ihm jetzt wieder zu.

Die Position des naiven oder metaphysischen Realismus liegt eigentlich nahe: da ist die Welt, wie sie ist – unabhängig von uns denkenden und erkennenden Wesen, die wir in ihr herumlaufen und sie zu verstehen versuchen. Zweifelsohne gibt es bewußtseinsunabhängige Gegenstände, die gewissen Gesetzen unterliegen, und zwar völlig unabhängig von uns. Und damit gibt es natürlich auch Wahrheiten unabhängig von uns. Die Erde würde auch dann um die Sonne kreisen, wenn es keine Wesen gäbe, die das feststellen und darüber theoretisieren könnten. Daß die Erde um die Sonne kreist, ist schlicht und einfach *wahr*.

Diese Position weist gewiß erhebliche Attraktivität auf, und man sollte sie nicht ohne Not in ihren wesentlichen Zügen preisgeben. Aber sie bringt ein nicht unerhebliches Problem mit sich: sie führt ziemlich direkt in eine Form der Skepsis. Denn wenn die Wahrheiten völlig unabhängig von uns vorliegen, so eröffnet das die Möglichkeit, daß erkenntnisfähige Subjekte sich andauernd massiv irren; *wir* könnten uns dann andauernd und massiv irren.

Viele finden diese naheliegende Konsequenz des naiven oder metaphysischen Realismus unschön und waren deshalb bestrebt, die Ontologie, also die Lehre davon,

was es gibt, epistemologisch aufzuladen. Das beginnt schon bei Descartes, der doch eigentlich ein klarer Realist ist: bei ihm garantiert Gott die Wahrheit unserer Erkenntnis. Das setzt sich fort bei Hume, wenn er die Kausalbeziehung, die doch eigentlich unter realistischer Auffassung eine handfeste Relation, der Zement des Universums, sein sollte, in die Subjekte zurückverlagert und Kausalität eher als eine Denkgewohnheit ansieht. Schließlich kommt Kant mit seiner Kopernikanischen Wende: die Grundfrage lautet nicht mehr „Was gibt es?“, sondern „Was sind die Bedingungen, unter denen überhaupt Erkenntnis möglich ist?“. Damit ist die erkenntnistheoretische Durchdringung anderer philosophischer Grundsparten auf einem ersten Höhepunkt angelangt. Die Lage hat sich im 20. Jahrhundert nicht geändert. Das Bild des naiven oder metaphysischen Realismus bleibt anziehend; man möchte so viel wie möglich davon bewahren und dem Skeptizismus so wenig Einbruchsstellen wie möglich zugestehen.

Dieses Skript zur Erkenntnistheorie soll nun mit einem bisher unveröffentlichten Manuskript abschließen, das ich in leicht gekürzter Form als Probevorlesung im Rahmen meines Habilitationsverfahrens im Jahre 1984 vorgetragen habe; im wesentlichen schildert es die Geschichte und die Gründe der Aufweichung des logischen Positivismus, der sich auf sehr, in der Tat zu strikter Weise dem metaphysischen Realismus entgegenstellte, über verschiedene Zwischenformen hinweg zur Position des internen Realismus, die Hilary Putnam seit bald 20 Jahren vertritt, die ich darin auf meine Weise interpretiere und die, wie ich am Ende argumentiere, am ehesten die gebotene Balance halten kann. Manches an diesem Vortrag mag auf dem Hintergrund dieses Skripts repetitiv sein, doch läßt sich auch vieles auf diesem Hintergrund besser verstehen. Daher und weil mir diese relativ kompakte Nachzeichnung der philosophischen Entwicklung der Gedanken über fünf philosophisch wahrhaft aufregende Jahrzehnte dieses Jahrhunderts hinweg auch für sich lesenswert erscheint, habe ich dieses Manuskript hier abgedruckt. Sein Titel lautete:

*Über den Zusammenhang zwischen Wahrheit, Bedeutung
und Erkenntnis.*

Wahrheit, Bedeutung und Für-Wahr-Halten sind klebrige Begriffe. Sie kleben zusammen. So sagt Quine wörtlich. In der Tat: In der Antike, bei Plato und Aristoteles, finden wir noch einen unbefangenen Realismus, die Konzeption einer vom Geiste unabhängigen Wirklichkeit. Dadurch konnte man den Begriff der Wahrheit und den des Für-Wahr-Haltens noch getrennt halten. Denn ist die Wirklichkeit erst einmal gegeben, so läßt sich zunächst Wahrheit korrespondenztheoretisch als *adaequatio intellectus ad rem* definieren. Und wenn man den Wahrheitsbegriff hat, so kann man fortschreiten zu untersuchen, ob die verschiedenen Formen der Meinungsbildung zu wahren Erkenntnissen führen oder nicht. Und wenn auch viele Meinungen, wie subjektiv gewiß sie sein mögen, ihre Wahrheit nicht verbürgen, so nahmen Plato und Aristoteles, jeder auf seine Weise, gleichwohl an, daß es eine Form von Wesenserkenntnis, von unmittelbarer Erfassung der Ideen gibt, die Gewißheit mit sich trägt und Wahrheit garantiert.

Descartes' entscheidende philosophische Wirkung war, diese Konzeption für alle Zukunft fragwürdig gemacht zu haben. Denn mit seinem erkenntnistheoretisch, nicht skeptizistisch motivierten methodischen Zweifel reduzierte er nicht nur den Bereich der Gewißheiten; vor allem riß er damit eine Kluft zwischen subjektiver Gewißheit einerseits und objektiver Wahrheit oder Wirklichkeit andererseits. Diese Kluft rückte Wahrheit und Wirklichkeit in schier unerreichbare Ferne, und Descartes selbst und viele seiner Nachfolger wußten sie nur mit zweifelhaften theologischen Mitteln wieder zu schließen.

Kants entscheidende philosophische Wirkung war, einen akzeptablen Weg zur Überbrückung der von Descartes aufgerissenen Kluft gewiesen zu haben, das heißt einen Weg, der ohne die Annahme göttlicher oder okkulten Kräfte auskam. Dieser Weg erforderte allerdings ein radikales Umdenken. Denn danach durfte Wirklichkeit nicht als etwas Vorgegebenes angesehen werden; Wirklichkeit war nun vielmehr als etwas vom Geist Konstruiertes oder, Kantisch ausgedrückt, als etwas durch den Verstand Synthetisiertes zu begreifen. Mit anderen, Kant und Wittgenstein vermen- genden Worten: Die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten bedeuten die Grenzen der Welt. Kant hat also das Verhältnis zwischen Wahrheit und Wirklichkeit einerseits und Erkenntnis andererseits umgekehrt; und diese Umkehrung findet beredtesten

Ausdruck in Kants Gewinnung synthetischer Wahrheiten a priori durch die Untersuchung der Bedingungen der Möglichkeiten von Erfahrung.

Viele mochten Kants spezifische Ausformung seiner Kehrtwendung nicht nachvollziehen; aber daß irgendeine solche Kehrtwendung notwendig sei, daß der Wahrheitsbegriff irgendwie erkenntnistheoretisch anzubinden sei, dies ist seit Kant schlecht zu bestreiten. Vom Begriff der sprachlichen Bedeutung habe ich dabei bisher noch nicht gesprochen – einfach deswegen, weil man es zu Descartes' und Kants Zeiten vorzog, von Urteilen, Erkenntnissen und dergleichen anstatt von Sätzen zu reden. Aber daß der Bedeutungsbegriff im angedeuteten Geflecht verwoben ist, ist klar. Denn es scheint vorderhand gleichgültig zu sein, ob man vom Inhalt einer Erkenntnis oder Überzeugung oder von der Bedeutung des Satzes redet, der diesen Inhalt ausdrückt.

Diese sehr knappen historischen Bemerkungen setzen den Rahmen, innerhalb dessen sich mein Vortrag bewegt. Sie sollten daran erinnern, daß gemäß dem heutigen Stand der Philosophie Wahrheits-, Erkenntnis- und auch Bedeutungstheorie nicht unbefangen realistisch nacheinander abgehandelt werden können, sondern wechselseitig voneinander abhängen und so eigentlich simultan bearbeitet werden müssen. Zu der Frage, wie man sich diese wechselseitige Abhängigkeit genau vorstellen soll, gibt es verschiedene Meinungen; aber ich tue bestimmt niemandem Unrecht, wenn ich sage, daß in dieser Frage letztlich keine Klarheit besteht. Diese Frage ist und bleibt eines der zentralen Probleme der theoretischen Philosophie.

Was ich nun in diesem Vortrag tun will, ist dies: Ich will eine Gedankenlinie zeichnen, die mir die Entwicklung von 60 Jahren analytischer Philosophie bezüglich der angegebenen Thematik zu charakterisieren scheint. Dabei konzentriere ich mich vor allem auf den ehrwürdigen logischen Positivismus des Wiener Kreises einerseits und auf den ganz aktuellen, sogenannten internen Realismus von Hilary Putnam andererseits. Viele Seitenfragen, denen da auch noch nachzugehen wäre, und alle Details, in denen bekanntlich immer der Teufel steckt, werde ich dabei vernachlässigen, um so die Hauptlinie schärfer hervortreten zu lassen. Ich verbinde damit die Hoffnung, daß durch die Bündigkeit der Gedankenführung Putnams interner Realismus klarer faßlich und auch plausibel wird, d.h. daß plausibel wird, daß der interne Realismus den m.E. geeignetsten Rahmen zur simultanen Behandlung von Wahrheits-, Erkenntnis- und Bedeutungstheorie bildet.

Starten wir unsere Reise an einem unverdächtigen Punkt, nämlich mit der folgenden, ziemlich harmlosen Auffassung vom Bedeutungsbegriff:

- (A1) Die Bedeutung eines Satzes ist gerade durch die Bedingungen gegeben, unter denen er wahr ist.

Freilich, damit die Aussage (A1) wirklich unverdächtig ist, ist eine wichtige Einschränkung erforderlich – nämlich: Die Aussage (A1) darf sich nicht auf alle beliebigen Sätze beziehen, sondern nur auf kontextunabhängige deskriptive Sätze. Was deskriptive Sätze sind, läßt sich nicht mit wünschenswerter Klarheit definieren; aber es sollen Sätze sein, bei denen es Intuitiv unzweifelhaft ist, daß man sie als wahr oder falsch bezeichnen darf – also zum Beispiel keine Fragen oder Imperative und keine Sätze mit wertenden oder performativen Komponenten. Und kontextunabhängig sind deskriptive Sätze, wenn man sie als solche ohne Bezugnahme auf die Situationen, in denen sie geäußert werden, als wahr oder falsch bezeichnen kann; sie dürfen also zum Beispiel keine indexikalischen Wörter wie „ich“, „jetzt“, „dein“ etc. enthalten. Nicht-deskriptive Sätze haben keine Wahrheitsbedingungen oder jedenfalls nicht bloß Wahrheitsbedingungen, und nicht-kontextunabhängige Sätze haben eben erst in einem gegebenen Kontext und nicht schon als solche Wahrheitsbedingungen. Der ganze Witz dieser Einschränkung ist also, die Aussage (A1) gerade so einzuschränken, daß sie richtig wird. Für denjenigen, der auf eine allgemeine Bedeutungstheorie aus ist, ist diese Einschränkung womöglich ein fataler Schritt; denn mit der Aussage (A1) entscheidet man sich für einen Leitgedanken, der vorderhand nur für einen Sprachausschnitt angemessen ist und dessen Erweiterung auf andere Sprachauschnitte höchst problematisch erscheint. Doch will ich hier andere Sprachauschnitte nicht ins Auge fassen, und daher kann es für meinen gesamten Vortrag bei der genannten Einschränkung bleiben.

Fragen wir uns nun weiter, worin denn wohl die Wahrheitsbedingungen eines Satzes bestehen. Das heißt, wann ist ein Satz wahr? Nun, da gibt es gar keine bündigere und richtigere Antwort als die Aussage:

- (A2) Der Satz „ p “ ist genau dann wahr, wenn p .

Es ist eben gerade der Satz „ p “ selbst, der seine Wahrheitsbedingungen am besten beschreibt. Die Aussage (A2) ist gerade die altehrwürdige Korrespondenztheorie der

Wahrheit ohne die metaphysische Präntention, die uns schon Berkeley ausgetrieben hat, das heißt ohne die Präntention, die Wirklichkeit sei uns schon vorgegeben, so daß wir einen Satz nur noch mit der Wirklichkeit vergleichen müßten, um gemäß dieser Theorie seine Wahrheit oder Falschheit zu ermitteln. Um klarzumachen, daß die Präntention nicht mehr mitschwingt, wird die Aussage (A2) bescheidener auch als Disquotations- oder Redundanztheorie der Wahrheit bezeichnet.

Mit den Aussagen (A1) und (A2) scheinen wir uns in recht unnütze Trivialitäten hineinmanövriert zu haben. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Denn die Aussagen (A1) und (A2) liefern zwar die Leitideen für eine Bedeutungs- und eine Wahrheitstheorie; aber sie üben gänzliche Enthaltensamkeit bezüglich der erkenntnistheoretischen Verflochtenheit von Wahrheit und Bedeutung. Und da wir gerade daran interessiert sind, können wir uns mit diesen Aussagen noch gar nicht zufriedengeben.

Dennoch möchte ich betonen, daß diese Enthaltensamkeit nicht nur eine Schwäche, sondern auch eine Stärke ist. Denn auf der Grundlage der Aussage (A2) hat Tarski (1935) als erster eine präzise Wahrheitsdefinition für ganze Sprachen entwickelt, was gewaltige Auswirkungen nicht nur für die Metamathematik hatte. Und mit Carnap (1947) wurde die Wahrheitsbedingungstheorie der Bedeutung zur Grundlage der meisten zeitgenössischen, philosophischen, logischen oder linguistischen Arbeiten zur formalen Semantik. Die breite Zustimmung zu diesen Grundlagen und die Fruchtbarkeit der darauf aufbauenden Entwicklung verdankt sich dabei gerade dieser Enthaltensamkeit in undurchsichtigen philosophischen Fragen, in denen viel schwerer Einigkeit zu erzielen ist; und die Ergebnisse dieser Entwicklung sind trotzdem auch für den Philosophen hilf- und lehrreich.

Unser Problem ist also nicht, daß die Wahrheitsbedingungstheorie der Bedeutung und die Disquotationstheorie der Wahrheit nicht akzeptabel wären. Im Gegenteil, sie sind so selbstverständlich richtig, daß jede andere Theorie aufpassen muß, mit ihnen nicht in Konflikt zu geraten. Unser Problem ist vielmehr, daß sie zu inhaltsarm sind, daß ihnen die erkenntnistheoretische Anbindung fehlt. Diese gilt es nun herzustellen.

Die Position, die ich hier zunächst ansprechen will, ist die des logischen Positivismus, der bekanntlich für fast alle Wissenschaften bestimmend war mit teils heilsamen, teils hemmenden Wirkungen. Er vollzieht die gesuchte erkenntnistheoretische Ankoppelung in viel zu enger und starrer Weise. Aber die Geschichte seiner Aufweichung scheint mir nach wie vor lehrreich, und daher sei er als erster diskutiert.

Sein Ausgangsgedanke ist ganz einfach. Wenn es absolut keine Möglichkeit gibt festzustellen, ob eine deskriptive Aussage wahr oder falsch ist, so können wir mit dieser Aussage offenkundig nichts anfangen; sie ist beliebig und unkontrolliert. Und von ihr zu sagen, sie sei wahr, ist gemäß der Disquotationsstheorie dann ebenso sinnlos. Die Welt erstreckt sich mithin so weit, wie wir es irgendwie feststellen können. Und was jenseits dessen liegen mag, ist müßige und sinnlose Spekulation. Dies führt unmittelbar zur berüchtigten Verifizierbarkeitstheorie der Bedeutung:

(B1) Die Bedeutung eines Satzes ist gerade durch die Bedingungen gegeben, unter denen er verifizierbar ist; oder: die Bedeutung eines Satzes besteht in der Methode seiner Verifikation.

Und die zugehörige Wahrheitstheorie lautet dann natürlich so:

(B2) Ein Satz ist genau dann wahr, wenn die Bedingungen, unter denen er verifizierbar ist, vorliegen, das heißt wenn er verifizierbar ist.

Die erkenntnistheoretische Anbindung von Bedeutungs- und Wahrheitstheorie erfolgt hier also in sehr einfacher und sehr strenger Weise über den Begriff der Verifizierbarkeit, der eindeutig ein auf unser Erkenntnisvermögen bezogener Begriff ist. Leider ist er gar nicht so klar, wie man ihn gerne hätte. Fangen wir mit einer kleinen Schwierigkeit an; deren Beseitigung führt gleich zu einer wesentlichen Verbesserung der Position, an der die hauptsächlichsten Schwierigkeiten dann klarer hervortreten. Diese kleine Schwierigkeit besteht in folgendem:

Daß jeder einzelne von unendlich vielen Einzelfällen verifizierbar ist, ist unproblematisch; zwar ist sicher, daß nicht jeder Einzelfall tatsächlich verifiziert wird; aber die Möglichkeit zur Verifikation besteht für jeden Einzelfall. Gleichwohl sahen sich die logischen Positivisten zu dem Eingeständnis genötigt, daß es unmöglich sei, die unendlich vielen Einzelfälle allesamt zu verifizieren; dies zu tun, übersteigt das endliche menschliche Erkenntnisvermögen. Am Beispiel: Für jeden einzelnen Stein ist verifizierbar, ob er hart ist; aber daß alle, möglicherweise unendlich vielen Steine hart sind, ist nicht mehr verifizierbar.

Dem korrespondiert eine Beobachtung aus der Mathematik. Dem Begriff der Verifizierbarkeit entspricht in der Mathematik der Begriff der Beweisbarkeit. Und da hat nun Gödel (1931) schon für die Standardtheorie der natürlichen Zahlen gezeigt, daß

nicht jeder wahre Satz der Arithmetik beweisbar ist – vorausgesetzt, die Arithmetik ist überhaupt widerspruchsfrei, was von Gentzen (1936) bewiesen wurde. Wahrheit und Beweisbarkeit klaffen in der Mathematik also notwendigerweise auseinander.

Entsprechend läßt sich die Unzulänglichkeit der Aussage (B2) also einfach dadurch resümieren, daß sie eben mit der Disquotationstheorie der Wahrheit nicht in Einklang steht. Doch läßt sich diese Schwierigkeit leicht überwinden, indem man die strengen Thesen (B1) und (B2) mit der Liberalität der Aussagen (A1) und (A2) kombiniert. Die angeführten Einwände betreffen ja nur komplexe Sätze; sie zeigten, daß sich die Verifizierbarkeitsbedingungen komplexer Sätze zu denen ihrer Bestandteile nicht so verhalten wie die Wahrheitsbedingungen komplexer Sätze zu denen ihrer Bestandteile. Was ist also zu tun? Offenbar dies: Die Verifizierbarkeitstheorie ist auf nicht-komplexe oder Basissätze einzuschränken, und für komplexe Sätze ist wieder die Wahrheitsbedingungstheorie in Kraft zu setzen. Auf diese Weise bleibt der Geist des positivistischen Ansatzes gewahrt, und das geschilderte Problem ist beseitigt. In der Tat ergibt sich durch diesen Schachzug die ausgereifteste Version des logischen Positivismus, welche also durch die folgenden Thesen charakterisiert ist:

- (C1) Die Bedeutung eines Basissatzes ist durch die Bedingungen gegeben, unter denen er verifizierbar ist; die Bedeutungen aller anderen komplexen Sätze sind dadurch gegeben, daß sich ihre Wahrheitsbedingungen auf die Verifizierbarkeitsbedingungen der Basissätze zurückführen lassen.
- (C2) Ein Basissatz ist genau dann wahr, wenn er verifizierbar ist; und die Wahrheitswerte komplexer Sätze bestimmen sich gemäß ihren Wahrheitsbedingungen aus den Wahrheitswerten der Basissätze.

In diesen Thesen liegen zwei Punkte verborgen, die hervorgehoben werden müssen. Erstens ist vielleicht der Eindruck entstanden, als hätte der Positivist nur ein logisch-grammatisches Kriterium dafür, wann ein Satz ein Basissatz ist. Dieser Eindruck wäre unrichtig. Vielmehr tritt noch ein erkenntnistheoretisches Kriterium hinzu: Basissätze sollen gerade solche logisch einfachen Sätze sein, die verifizierbar oder falsifizierbar sind, deren Wahrheitswert sich also durch unmittelbare Beobachtung feststellen läßt. Mit anderen Worten: Ein Basissatz ist ein Satz, der dadurch entsteht, daß man ein eventuell mehrstelliges Prädikat auf entsprechend viele logische Subjekte, das heißt Gegenstandsbezeichnungen anwendet – wobei diese Be-

zeichnungen nur beobachtbare Gegenstände bezeichnen und das Prädikat in dem Sinne ein Beobachtungsprädikat ist, daß sich sein Zutreffen auf beobachtbare Gegenstände durch reine Beobachtung entscheiden läßt. Damit läßt sich auch besser sagen, welche Sorte von Möglichkeit mit Verifizierbarkeit, das heißt mit Verifikationsmöglichkeit gemeint ist. Nicht logische Möglichkeit und auch nicht in irgendeinem Sinne praktische Möglichkeit ist damit gemeint, sondern dies: Ein Basissatz ist gerade dann verifizierbar, wenn gilt: Wenn man sich an der Raum-Zeit-Stelle aufhielte, über die dieser Basissatz eine Aussage macht, und wenn man dort Beobachtungen anstellte, so würde man diesen Basissatz verifizieren. All das liefert natürlich keine präzisen Definitionen der Begriffe Beobachtungsprädikat, Basissatz, Verifizierbarkeit, etc.; es sollte diese Begriffe bloß möglichst einfach und untechnisch erläutern. Natürlich werfen diese Erläuterungen sofort etliche mehr oder weniger unangenehme Fragen auf; doch seien diese im Moment noch zurückgehalten.

Der zweite hervorzuhebende Punkt ist die in den obigen Thesen enthaltene Forderung, daß sich jeder bedeutungsvolle Satz wahrheitsfunktional aus Basissätzen zusammensetzen muß. Wenn wir Bezeichnungen, die beobachtbare Gegenstände bezeichnen, und Beobachtungsprädikate unter die Sammelbezeichnung Beobachtungsvokabular bringen, so bedeutet diese Forderung nicht ganz, daß jeder bedeutungsvolle Satz neben logischen Symbolen nur Beobachtungsvokabular enthalten darf. Andere Begriffe sind auch zugelassen, aber nur, wenn sie sich aus dem Beobachtungsvokabular heraus wahrheitsfunktional definieren lassen. Das philosophische Bild des logischen Positivisten läßt sich also so resümieren: Gewisse Wörter, nämlich die aus dem Beobachtungsvokabular, erhalten durch unser Beobachtungsvermögen Bedeutung; und ebenso erhalten gewisse Sätze, die Basissätze, Bedeutung und Wahrheitswertfähigkeit. Dies ist die Quelle aller empirischen Bedeutungshaftigkeit; alle anderen deskriptiven Begriffe und Sätze erhalten ihre Bedeutung und Wahrheitswertfähigkeit daher nur vermittels wahrheitsfunktional-logischer Konstruktion aus dieser Quelle.

Der Vollständigkeit halber und auch zum Zwecke späteren Vergleichs sei der Bedeutungs- und Wahrheitstheorie des logischen Positivismus noch seine Erkenntnistheorie beigegeben, das heißt, seine Auffassung darüber, wie die einzelnen erkennenden Subjekte ihre Überzeugungen bilden. Diese läßt sich im Prinzip ganz knapp so formulieren:

- (C3) Ein Subjekt X hält einen Satz genau dann für wahr, wenn sich für X dieser Satz aus seinen Beobachtungen, das heißt aus den von ihm verifizierten Basissätzen deduktiv oder induktiv ergibt.

Als psychologische Theorie ist das natürlich lächerlich. Aber um psychologische Tatsachennähe geht es ja im Moment gar nicht, sondern nur um das prinzipielle Bild. Die Rede vom Sich-induktiv-Ergeben ist dabei etwas unglücklich. Sie soll nur folgendes heißen: Es wäre offenkundig absurd, die Überzeugungen eines Subjektes auf die deduktiven Folgerungen aus seinen Beobachtungen zu beschränken; jeder glaubt mit praktischer Notwendigkeit viel, viel mehr, als er wahrnimmt und wahrgenommen hat. Und nur dem soll die Hinzufügung des Wortes „induktiv“ Rechnung tragen. Es soll in keiner Weise schon eine spezielle induktive Methode suggerieren. Und so erhält diese knappe Formulierung natürlich erst dadurch Substanz, daß man – wie es ausführlich geschehen ist – versucht auszubuchstabieren, was sich hinter diesem Wörtchen „induktiv“ verbirgt.

Ich denke – um ein vorläufiges Fazit zu ziehen –, man kommt nicht umhin zugestehen, daß der logische Positivismus eine in ihrer Einfachheit und Einheitlichkeit bestechende Konzeption zur simultanen Behandlung von Bedeutungs-, Wahrheits- und Erkenntnistheorie vorgelegt hat. Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, daß der logische Positivismus von lange vorher existierendem, in verschiedenen Schattierungen ausgeprägtem Gedankengut empiristischer und verwandter Provenienz herstammt, welches er vor allem auf die Höhe der mittlerweile entscheidend verbesserten logischen Standards gebracht hat.

Jedoch – es helfen weder ehrwürdige Tradition noch logische Standards. Es ist schon fast philosophischer Allgemeinplatz, daß diese Konzeption, wie man in meiner Heimat sagt, grottenfalsch ist; die ganze Richtung stimmt nicht. Ich will an dieser Stelle meine systematischen Ausführungen für einen Moment unterbrechen, um die nach dem logischen Positivismus einsetzenden Überlegungen mit einigen Schlagworten zu charakterisieren:

Die Gründe für die Ablehnung des logischen Positivismus sind zahlreich und überwältigend und durchaus divergent. So wurde ihm Operationalismus, Reduktionismus und Idealismus vorgeworfen. Es wurde ihm eine totale Unfähigkeit zur adäquaten Darstellung wissenschaftlicher Theorien nachgewiesen, insbesondere die Unfähigkeit, der Existenz theoretischer Begriffe Rechnung zu tragen, die sich nicht

durch das Beobachtungsvokabular definieren lassen; die Thesen von der Theoriebeladenheit der Beobachtung und der möglichen Inkommensurabilität wissenschaftlicher Theorien verschlimmerten das Bild noch. Quines zentrale Attacke richtete sich gegen die seines Erachtens undurchführbare, in der Konzeption des logischen Positivismus aber enthaltene scharfe Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Aussagen, zwischen der Sprache und der in der Sprache formulierten Theorie. Und schließlich kann man dem logischen Positivismus eine Unfähigkeit zu einer angemessenen Theorie der Kausalität und zu einer angemessenen Theorie der Induktion attestieren – zwei Vorwürfe, die nicht neu sind, aber keinen so zentralen Platz eingenommen haben.

Zweifelsohne kann der logische Positivismus als gestorben gelten. Wann ihm das Totenglöcklein geläutet hat, darüber kann man sich streiten. Mit Quine (1951) ist ein guter Vorschlag. Ob schon Popper (1934), wie er meint, der Totengräber war, darüber kann man streiten; ganz gewiß war er ein wichtiger Sargnagel. Rückblickend ist meine bevorzugte Datierung das Jahr 1936, mit Carnap (1936). Freilich sah man es damals nicht so. Denn kaum hatten Carnap und seine Mitstreiter den logischen Positivismus zu voller Reife gebracht, da stießen sie schon auf das Problem der Dispositionsprädikate, welches so banal und marginal zu sein schien, in Wahrheit aber paradigmatisch für die Schwierigkeiten des logischen Positivismus war und so seinen Lebensnerv traf. Dieses Problem veranlaßte sie zur Entwicklung des logischen Empirismus, in welchem theoretische Begriffe anerkannt wurden, indem sie im Rahmen der sogenannten Zwei-Stufen-Konzeption der Wissenschaftssprache eine partielle Interpretation der Beobachtungssprache erfuhren. Aus damaliger Sicht war damit ein progressives Forschungsprogramm angestoßen. Aber vom Standpunkt des logischen Positivismus aus – darauf gründet meine obige Datierung – war das schon ein Niedergang; Einfachheit und Kohärenz des logischen Positivismus waren definitiv preisgegeben. Und von den verschiedenen Standpunkten der Kritiker her war der logische Empirismus ein Zwitter aus Positivismus und Neuartigem, welches zu fassen die Kritiker selbst Mühe hatten.

An Gegenargumenten hat es also keinen Mangel, wohl aber an Gegenpositionen. Zwar haben die an verschiedenen Kritiken anknüpfenden Untersuchungen mit großem Scharfsinn bemerkenswerte Fortschritte in diversen Bereichen erbracht. Doch gibt es meines beschränkten Wissens nur zwei Positionen, die dem logischen Positivismus auf dessen ganzer Breite, das heißt in bezug auf Bedeutungs-, Wahrheits- und Erkenntnistheorie in einem entgegentreten. Die eine ist die Position Quines, mit der

sich meinem Eindruck nach die Philosophengilde schwertut – sowohl damit, sie zu verstehen, als auch damit, sie zu akzeptieren. Mir geht es nicht anders, und daher will ich nicht weiter auf sie eingehen. Die andere ist Putnams interner Realismus, welchen er seit 1976 wortreich beschreibt (vgl. insbesondere Putnam 1981 und 1983).

Um diesen zu erläutern – und damit meine systematischen Ausführungen wieder aufzunehmen –, gilt es zuerst, genau zu verstehen, was denn am logischen Positivismus falsch ist – nach dem Motto „Eine gute Diagnose ist schon die halbe Therapie“. Nicht um unbekannte Fehler geht es also im folgenden, sondern um eine geeignete Darlegung der bekannten Fehler. Es sind drei Fehler, die ich nennen will. Erstens: Der wahrheitsfunktionale Aufbau über der Basis ist zu starr. Zweitens: Die Basis selbst ist zu starr. Und daraus ergibt sich drittens: Die Epistemologisierung von Bedeutungs- und Wahrheitstheorie ist nicht etwa zu gründlich, sondern im Gegenteil noch nicht gründlich genug ausgefallen. Dies sei nun der Reihe nach ausgeführt.

Zum ersten Fehler, daß der wahrheitsfunktionale Aufbau über der Basis zu starr ist: Hier will ich nur zwei Beispiele betrachten, die sich als typisch erwiesen haben. Das erste Beispiel ist das Dispositionsprädikat „wasserlöslich“, anhand dessen Carnap selbst diesen Fehler zuerst eingesehen hat. Auch mit größter Gutwilligkeit läßt sich das Prädikat „wasserlöslich“ nicht als Beobachtungsprädikat ausgeben; man sieht es einem Gegenstand nicht unmittelbar an, ob er wasserlöslich ist oder nicht. Dem logischen Positivismus zufolge müßte es sich demnach aus dem Beobachtungsvokabular heraus definieren lassen. Seien wir also so gutwillig, nicht zu bezweifeln, daß die Prädikate „in Wasser geben“ und „sich auflösen“ Beobachtungsprädikate sind. Nun mag man meinen, man könnte die Wendung „ x ist wasserlöslich“ definieren durch die Wendung „wenn x in Wasser gegeben wird, dann löst x sich auf“. Das ist sogar richtig, wenn man darin das Wenn-dann als das übliche subjunktive, nicht wahrheitsfunktionale Wenn-dann versteht. Doch ist es falsch, wenn man darin das Wenn-dann als die wahrheitsfunktionale materiale Implikation versteht, wonach ein Wenn-dann-Satz schon dann wahr ist, wenn der Wenn-Satz falsch ist; denn dann wäre jeder Gegenstand wasserlöslich, der nicht in Wasser gegeben wird. Viel Scharfsinn wurde darauf verwandt, das Prädikat „wasserlöslich“ doch noch irgendwie aus dem Beobachtungsvokabular heraus zu definieren – wie sich gezeigt hat, jedoch ohne den geringsten Erfolg.

Selbst wenn das positivistische Programm das Problem mit der Wasserlöslichkeit hätte überwinden können, so täte sich ihm ein zweites Problem auf – z.B. mit dem

Massebegriff. Zwar könnte man dann analog zur Wasserlöslichkeit einen Begriff der Federwaagenmasse definieren: „ x hat Federwaagenmasse y gdw. gilt: wenn man x an eine Federwaage hängt, so zeigt diese den Wert y an.“ Und entsprechend könnte man einen Begriff der Balkenwaagenmasse einführen. Doch wären das dann offenkundig zwei Begriffe mit zwei verschiedenen Bedeutungen; und das ist überhaupt nicht, was wir wollen. Wir wollen einen Massebegriff, für den es viele verschiedene Meßverfahren gibt, und nicht für jedes Meßverfahren einen neuen Massebegriff, wie es uns der dem Positivismus verwandte Operationalismus vorschreiben will.

Wenn hier keine Definierbarkeitsverhältnisse vorliegen, wie ist dann das Verhältnis zwischen der Wasserlöslichkeit eines Gegenstandes und seinem Sich-in-Wasser-Auflösen, zwischen der Masse eines Körpers und seinem Verhalten an Balken- und Federwaagen zu verstehen? Nachdem dieses Verhältnis sich nicht in Definitionen fassen ließ, haben die logischen Empiristen sich schwächere Substitute einfallen lassen, die mal Reduktionssätze, mal Korrespondenzregeln, mal implizite Definitionen oder wie immer genannt wurden. Doch ist das demselben falschen Denken verhaftet wie die Annahme der Definierbarkeit. Nicht jeder wasserlösliche Gegenstand muß sich in Wasser gegeben auflösen, und nicht jeder in Wasser gegebene und sich dann auflösende Gegenstand muß wasserlöslich sein. Das gilt nur *ceteris paribus*, unter Normalbedingungen, welche wir mit fortschreitender Erkenntnis immer besser erfassen können, deren vollständige Erfassung aber niemals gewiß ist. Ebenso muß sich nicht jeder Körper einer bestimmten Masse an jeder Federwaage in der vorgeschriebenen Weise verhalten. Das gilt allenfalls für funktionierende Federwaagen – wobei der Versuch zu definieren, was wohl eine funktionierende Federwaage ist, sofort in einen Zirkel führt.

Das Verhältnis ist also ein anderes. Daß ein Gegenstand wasserlöslich ist und in Wasser gegeben wird, ist Grund zur Annahme, daß er sich auflöst; daß ein Gegenstand in Wasser gegeben wird und sich dann auflöst, ist Grund zur Annahme, daß er wasserlöslich ist; daß ein Körper bestimmter Masse an eine Federwaage gehängt wird, ist Grund zur Annahme, daß die Feder in bestimmtem Maße gedehnt wird; und so weiter. Diese Begründungsverhältnisse sind im Prinzip immer fallibel; es können im Prinzip immer besondere Umstände vorliegen, weswegen nicht der Fall ist, was anzunehmen begründet war. Und das umgangssprachliche subjunktive Wenn-Dann ist in der Tat gerade dazu da, solche falliblen Begründungsverhältnisse auszudrücken. Es hilft nichts zu beklagen, daß sich dieses Wenn-dann logischer Analyse widersetze, und Auswege zu suchen, wie man sich um diese Analyse herumdrücken kann; man

muß dieses Wenn-dann ernstnehmen und es bei den Hörnern packen. Das Fazit betreffs des ersten Fehlers ist also dies: Was der logische Positivismus durch starre wahrheitsfunktionale Definitionen über seiner Basis aufbauen wollte, hängt in Wahrheit mit dieser Basis nur über weiche fallible Begründungsverhältnisse zusammen.

Zum zweiten Fehler, daß die logischen Positivisten auch von der Basis selbst eine zu starre Vorstellung hatten: Diesen Fehler haben sie wohl selbst schon vor dem ersten Fehler gespürt; ihre Unsicherheit darüber, wo die Basis genau zu suchen sei, zeigt sich jedenfalls in ihrem Schwanken zwischen einer phänomenalistischen und einer physikalistischen Basis und in ihrer auführlichen Diskussion über die sogenannten Protokollsätze. Klar war, daß die Basis irgendwo auf der kontinuierlichen Linie zwischen den normalen, beobachtbaren Gegenständen und unserem Bewußtsein zu suchen sei. Jedoch: auf dieser Linie kann man einfach keine Basis finden, die den Anforderungen der Positivisten gerecht zu werden vermöchte; man kann dort einfach keine Basissätze finden, die sich durch unmittelbare Beobachtung so verifizieren lassen, daß sie unverrückbar wahr sind. Daß diese Anforderungen widersprüchlich sind, läßt sich folgendermaßen einsehen:

Einerseits ist es vernünftig, die Basis physikalistisch zu konzipieren, das heißt die Basis ganz am Anfang dieser Linie bei den beobachtbaren Gegenständen und ihren beobachtbaren Eigenschaften zu suchen. Denn diese sind allgemein leicht zugänglich, über diese kann man am leichtesten reden, und hier ist, wie vielerorts betont wurde, die Grundlage jeder intersubjektiven Sprache. Je weiter man sich auf dieser Linie von den beobachtbaren Gegenständen weg und zum Bewußtsein hin bewegt, desto weiter entfernt man sich von dieser allgemein leicht zugänglichen Grundlage.

Doch andererseits ist da die positivistische Anforderung, daß Verifikation Wahrheit zu garantieren habe. Und dieser Anforderung kann die physikalistische Basis nicht genügen, wie die altbekannte Sinnestäuschungsargumentation zeigt. Denn daß hier vor mir ein Stück Kreide liegt, ist für mich in einem harmlosen Sinne sicherlich verifizierbar, aber nicht in dem strengen, Wahrheit garantierenden Sinne. Es könnte sich auch um einen Radiergummi handeln, oder ich könnte gerade gar an Halluzinationen leiden. Auf diese Weise wird man von einer physikalistischen Basis weg- und zu einer phänomenalistischen, solipsistischen Basis hingetrieben, von der ja Carnap zunächst ausgegangen war. Dem liegt die Hoffnung zugrunde, daß man die Wahrheitsgarantie gerade in der Selbstgewißheit des Bewußtseins finden könne, weil sich

das Bewußtsein nicht über sich selbst täuschen könne. Doch führt auch dieser Weg in eine Sackgasse.

Denn, was immer es mit der Selbstgewißheit des Bewußtseins auf sich hat, es gibt jedenfalls keine Garantie dafür, daß man für die Beschreibung seiner Bewußtseinsphänomene die richtigen Wörter verwendet; auch über den Gebrauch der Wörter kann man sich immer täuschen. Dieser Punkt zeigt eben, daß man sich auf diesem Wege weit von der intersubjektiven Grundlage der Sprache entfernt hat; und gerade darum geht es ja in Wittgensteins Privatsprachenargument.

Außerdem ist es sicherlich falsch, das positivistische Bild vom Aufbau von Sprache und Welt auf das Bewußtsein zu übertragen, d.h. zu meinen, das Bewußtsein sei so etwas wie ein scharf abgegrenzter Baukasten, in dem es so etwas wie Bewußtseinsatome gebe, aus denen dann alles im Bewußtsein Befindliche zusammengesetzt sei. Daß dies falsch ist, wird meines Erachtens von gestaltpsychologischen und anderen Argumenten holistischer Provenienz gezeigt. Um ein einfaches Beispiel zu geben: Einer schaut zum Fenster hinaus und sieht schwarz-gelbe Wolken; das ist ihm bewußt, und vielleicht schließt er daraus, daß das schwere Gewitterwolken sind. Ein anderer – oder auch derselbe bei einer anderen Gelegenheit – sieht schwere Gewitterwolken; dies ist ihm bewußt; aber vielleicht weiß er gar nicht, wie er darauf gekommen ist, oder er schließt zurück, daß die Wolken wohl schwarz-gelb ausgesaut haben müssen. Das Bewußtsein ist eben etwas Veränderliches, in der Tat durch Aufmerksamkeit teilweise Steuerbares; und was von den Sinneseindrücken ins Bewußtsein gelangt, ist ebenso variabel und nicht in Bewußtseinsatome zerlegbar.

Wenn nun also die Idee einer den positivistischen Ansprüchen genügenden Basis aufzugeben ist, was soll man dann an deren Stelle setzen? Im Gefolge des logischen Empirismus war man pragmatischer eingestellt; man begnügte sich damit, relative Basen zu etablieren, das heißt Basen, die jeweils auf bestimmte Untersuchungsbereiche relativiert sind. Das ist gut und nützlich, es entspricht jedoch nicht mehr dem fundamentalen Ziel, das der Positivismus vor Augen hatte. Wenn wir diesem Ziel gerecht werden wollen, dann brauchen wir eine absolute allgemeine Basis. Und die gibt es ja auch, nur darf man sie sich nicht als etwas Starres und scharf Abgrenzbares vorstellen. Es ist ja völlig richtig, daß es durch Wahrnehmung begründete Sätze gibt, nur darf man nicht nach einem besonderen elementaren Vokabular und nach einer Wahrheitsgarantie für diese Sätze suchen. Es gibt durch Wahrnehmung begründete Sätze in dem Sinne, daß man als einen oder einen wichtigen Grund, sie für wahr zu

halten, anführt: „Ich hab's gesehen“ oder „Schau mal hin!“ Aber dieser Wahrnehmungsgrund ist entkräftbar; solche Sätze sind im Prinzip ebenso fallibel wie alle anderen; und es ist weder möglich noch nötig, ihnen ein besonderes Vokabular zu unterstellen. Fazit: Die starre positivistische Basis aus untrüglich verifizierbaren Basis-sätzen spezifischen Vokabulars löst sich auf; statt dessen haben wir eine weiche fallible Basis aus durch Wahrnehmung begründbaren Sätzen nicht-spezifischen Vokabulars. Da der Aufbau über der Basis sich ebenfalls in weiche Begründungsverhältnisse aufgelöst hat und sich so gar nicht mehr scharf von der Basis trennen läßt, kann man auch ganz darauf verzichten, von einer Basis zu reden; basishaft ist allein die Begründung durch Wahrnehmung. So weit habe ich ausgeführt, inwiefern der Positivismus ein falsches Verständnis sowohl von der Basis wie von dem Aufbau über der Basis hat und wie ein besseres Verständnis davon aussieht. Daraus ergibt sich unmittelbar der schon angekündigte dritte Punkt, daß die positivistische Epistemologisierung von Bedeutungs- und Wahrheitstheorie noch nicht weit genug reicht. Wir haben ja festgestellt, daß Verifikationen und wahrheitsfunktionale Konstruktionen besser als Begründungsbeziehungen zu verstehen sind; und der Begriff des Grundes oder der Begründung ist dabei eindeutig ein erkenntnistheoretischer. Er ist zunächst nur als subjektiver, aufs einzelne erkennende Subjekt zu relativierender Begriff zu verstehen. Daß ein Sachverhalt A für ein Subjekt X ein Grund für einen Sachverhalt B darstellt, bedeutet, daß dieses Subjekt mit der Überzeugung, daß A der Fall ist, auch zu der Überzeugung käme, daß B der Fall ist. Oder in formaler Redeweise ausgedrückt: daß der Satz p für ein Subjekt X den Satz q begründet, bedeutet, daß, wenn x p für wahr halten würde, X damit auch q für wahr halten würde. Begründung ist hier also in keiner Weise auf deduktive, logische Folgerung beschränkt, sondern bedeutet ganz allgemein induktive Begründung; Grund heißt hier ganz allgemein Vernunftgrund, *causa* oder *ratio cognoscendi*. War also das falsche positivistische Bild nur an der Basis über den Begriff der Verifikation erkenntnistheoretisch angekettet, so wird und muß nun das neue, noch zu entwerfende Bild über den Begriff des Grundes oder der Begründung total erkenntnistheoretisch durchwirkt sein.

Dieses neue Bild ist das des internen Realismus, so wie ich ihn verstehe und für in die richtige Richtung weisend halte; und die von ihm gelieferte Bedeutungs-, Wahrheits- und Erkenntnistheorie läßt sich durch ähnlich knappe Kernsätze charakterisieren, wie ich es für den Positivismus durch die Aussagen (C1) - (C3) getan habe. Dieses nun darzustellen, ist nach unseren gründlichen Vorbereitungen gar keine große Mühe mehr.

Als erstes gilt es, den aufs einzelne Subjekt bezogenen Teil des intern-realistischen Gesamtbildes, das heißt die Theorie der subjektiven Bedeutung und die Erkenntnistheorie des internen Realismus zu charakterisieren. Dies geschieht in den folgenden Aussagen.

- (D1) Die subjektive Bedeutung eines Satzes für ein Subjekt X ist durch seine Begründungsbedingungen gegeben, das heißt durch die Bedingungen, unter denen er für X begründet ist.
- (D2) Das Subjekt X hält einen Satz genau dann für wahr, wenn X seine Begründungsbedingungen für erfüllt hält, das heißt wenn er für X durch Wahrnehmung oder aus dem für X durch Wahrnehmung Begründeten begründet ist.

Hierzu sind einige Bemerkungen angebracht:

Von einer Theorie der subjektiven Bedeutung war bisher nicht die Rede – aus dem einfachen Grund heraus, daß die Positivisten selbst von ihr nicht geredet haben; sie paßte nicht so unmittelbar ins positivistische Bild. Ich will mich jetzt auch nicht ausführlicher über sie auslassen. Nur soviel: Die sprachphilosophische Diskussion der letzten Jahrzehnte hat, glaube ich, überdeutlich werden lassen, daß es sowohl subjektive Bedeutung für einzelne Subjekte als auch objektive, nicht auf einzelne Subjekte relativierte sprachliche Bedeutung theoretisch zu erfassen gilt, daß dabei keines von beiden als bloßes Anhängsel des anderen behandelt werden darf, sondern daß zwischen beidem eine notwendige Kluft und ein nicht so einfach zu erklärender Zusammenhang besteht. Dies hat sich an vielen Ecken der sprachphilosophischen Diskussion gezeigt, die vorderhand mit dem internen Realismus nicht in direkter Verbindung stehen. Und ich denke, daß sich unabhängig vom internen Realismus plausibel machen läßt, daß die Aussage (D1) eine nützliche Leitidee zu einer Theorie der subjektiven Bedeutung liefert. Dies zu begründen, führt hier freilich zu weit. Im Rahmen dieses Vortrags ist es so nur eine willkommene Beigabe, daß diese Leitidee zwangloser Bestandteil des internen Realismus ist.

Was die erkenntnistheoretische Aussage (D2) betrifft, so ist diese von der positivistischen Aussage (C3) nicht so sehr verschieden; es wurde nur an Stelle von Verifikation Begründung durch Wahrnehmung gesetzt. Ein entscheidender Unterschied besteht dennoch. Natürlich brauchte auch die positivistische Erkenntnistheorie so etwas wie eine Theorie der induktiven Begründung. Nur ist diese dem positivistischen

schen Gesamtbild völlig aufgepfropft; sie spielte ansonsten gar keine Rolle. Hingegen ist der Begriff des Grundes oder der Begründung von Anfang an integraler Bestandteil der gesamten intern-realistischen Konzeption.

So weit also die subjektiven Grundlagen des internen Realismus. Der zweite und für den internen Realismus charakteristische Schritt besteht in einer Objektivierung dessen, was bisher aufs einzelne Subjekt bezogen war. Dieser Schritt hat sich bisher nur reichlich vage und spekulativ präsentiert, und obwohl ich Hoffnung habe, daß sich dieser Zustand verbessern läßt, so kann ich hier doch nicht mehr tun als versuchen, diesen Schritt in seiner ganzen Vagheit und Spekulativität abstrakt verständlich zu machen.

Bisher hatten wir jedem Subjekt sein subjektives Begründungsschema unterstellt, nach dem sich seine subjektiven Bedeutungen und Überzeugungen bemessen. Dabei war, auch ohne daß ich es erwähnt hatte, klar, daß die Aussagen (D1) und (D2) jeweils auf einen bestimmten Zeitpunkt, auf das Begründungsschema eines Subjekts zu einem bestimmten Zeitpunkt zu beziehen waren. Nun lernt ein Subjekt dauernd dazu; es verändert und entwickelt sein Begründungsschema laufend – indem es immer mehr durch Wahrnehmungen begründete Überzeugungen anhäuft, Hypothesen entwickelt, Zusammenhänge erkennt, wo es vorher keine gesehen hat, neue Begriffe und damit verbundene Theorien verstehen lernt etc. Und dieser Prozeß vollzieht sich auch auf gesellschaftlicher und geschichtlicher Ebene, wie sich an einem von Putnam häufig benutzten Beispiel erläutern läßt: Früher ließen sich die verschiedenen Stoffe nur anhand ihres Aussehens, ihres spezifischen Gewichts, ihres Schmelzpunktes, ihrer handwerklichen Eigenschaften und ähnlichem mehr unterscheiden; das heißt, die Aussage, daß ein bestimmter Gegenstand etwa aus Gold sei, ließ sich nur mit solchen Aussagen begründen wie, daß dieser Gegenstand eine goldene Farbe hat, relativ schwer und relativ weich ist, von vielen Säuren nicht zersetzt wird, etc. Mit unserer neuzeitlichen chemischen Theorie können wir wesentlich mehr. Wir können Stoffe nach ihrem atomaren und molekularen Aufbau klassifizieren; wir können neuartige subtile chemische Tests entwerfen; wir können den atomaren und molekularen Aufbau mit diversen physikalischen Eigenschaften der Stoffe in Zusammenhang bringen und letztere in der Tat erklären. Zum Beispiel könne wir uns nun sinnvoll fragen, ob jener goldfarbene, relativ schwere, relativ weiche, von Säuren nicht zersetzbare Gegenstand aus Gold ist – weil wir dafür nun neue Gründe und eventuell auch überraschende Gegengründe finden können.

Unser gesellschaftliches Begründungsschema ist also einer dauernden geschichtlichen Fortentwicklung unterworfen. Eben deswegen läßt sich es sich zu keinem Zeitpunkt als das wahre, letzte, nicht weiter zu verbessernde ausgehen, An diesem Punkt führt nun Putnam ein kühnes gedankliches Konstrukt, oder, treffender gesagt, eine Vision ein, die Vision eines, wie ich es hier nennen mag, perfektionierten Begründungsschemas. Ein perfektioniertes Begründungsschema ist ein Begründungsschema, in dem alle unsere vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Möglichkeiten, Gründe zu finden, vollständig ausgeschöpft sind und welches insofern umfassend und nicht mehr verbesserbar ist. Relativ dazu läßt sich nun das Bild des internen Realismus vervollständigen, das heißt seine Theorie der objektiven Bedeutung und seine Wahrheitstheorie angeben:

- (D3) Die objektive Bedeutung eines Satzes ist durch seine Begründungsbedingung in unserem perfektionierten Begründungsschema gegeben.
- (D4) Ein Satz ist genau dann wahr, wenn er durch die Gesamtheit aller Wahrnehmungsgründe in unserem perfektionierten Begründungsschema begründet ist – wobei diese Gesamtheit ähnlich wie beim Positivismus kontrafaktisch verstanden sei als die Menge aller Wahrnehmungsgründe, die man hätte, wenn man an jeder Raum-Zeit-Stelle Beobachtungen anstellte.

Soweit ist das in der Tat nichts weiter als eine reichlich unbefriedigende Vision, die aber doch, wie ich glaube, nicht völlig sinnlos und unverständlich ist. Lassen Sie mich zum Abschluß kurz auf drei Schwierigkeiten eingehen, das intern-realistische Gesamtbild zu akzeptieren.

Erstens: In meinem Vortrag habe ich den logischen Positivismus und den internen Realismus völlig gleichgewichtig behandelt, indem ich beide Positionen bloß abstrakt durch ihre Kernsätze charakterisiert habe. In der Tat bestand ja meine Strategie zur Erläuterung des internen Realismus eben darin: Die wohleingeführte Position des logischen Positivismus abstrakt zu charakterisieren, die daran geübte, wohlbekannt Kritik ebenso abstrakt zusammenzufassen und den internen Realismus durch die dadurch erzwungene Umstellung der abstrakten Position zu beschreiben. Doch ist das Gleichgewicht kein reales. Zwar gibt es mittlerweile eine Reihe konkreter Überlegungen, die entschieden besser ins Bild des internen Realismus als in das Bild des logischen Positivismus und verwandter oder daraus entstandener Positionen passen.

Dennoch ist das letztere Bild bei weitem besser verwurzelt; in seinem Umfeld ist die bei weitem beeindruckendere Konkretisierungsarbeit geleistet worden. Und daher ist die Umstellung auf ein anderes Gesamtbild leider nicht allein eine Frage von Argumenten, sondern durchaus auch eine Art Gestaltwandel, der sich schlecht herbeireden läßt, aber eher naheliegt, wenn entsprechende Konkretisierungsarbeit auch für den internen Realismus geleistet wird.

An dieser Stelle mag ein zweites Bedenken einsetzen. Zwar wird jeder zugestehen, daß der für den Positivismus grundlegende Begriff der Verifizierbarkeit nicht gerade ein Musterstück an Klarheit ist; aber man muß auch zugeben, daß der darüber errichtete Aufbau durch die moderne logische Maschinerie zu beispielhafter Klarheit und Präzision gekommen ist. Und da mag nun mancher denken, daß in punkto Präzisierung der interne Realismus von vornherein ein hoffnungsloser Fall ist, weil er so etwas Vages wie den Begriff des Grundes oder der Begründung durch und durch zum Zentralbegriff macht. Dem muß ich widersprechen; ich bin überzeugt – ohne das nun ausführen zu können –, daß sich dieser Begriff in tragfähiger Weise so präzisieren läßt, daß der interne Realismus mit konkurrenzfähiger Präzision zum Laufen gebracht werden kann.

Doch selbst wenn man den internen Realismus soweit schlucken kann, so mag man drittens zumindest die Vision des perfektionierten Begründungsschemas für unverdaulich halten. Diese ist in der Tat nachgerade unzulässig spekulativ. Aber das muß nicht so bleiben. Wenn der subjektive Teil des internen Realismus, die Aussagen (D1) und (D2), sauber ausgearbeitet sind, dann ist zumindest klarer, was da perfektioniert werden soll. So müßte sich dann auch eine ganze Reihe von Eigenschaften perfektionierter Begründungsschemata formulieren lassen, die diese Vision greifbarer und operabler machen; und es müßten sich begrenzte, künstliche Modelle dafür angeben lassen. Vielleicht läßt sich dann auch etwas zu der soweit völlig nebulösen Frage sagen, ob es mehrere perfektionierte Begründungsschemata geben kann oder nur eines, das heißt, ob es nur eine Wahrheit gibt oder nicht.

Doch erinnern wir uns bei aller Skepsis gegenüber dieser Vision daran, was uns zu ihr genötigt hat. Es ging um den prekären Ort der Wahrheit. Näher durften wir sie nicht an uns und unsere Erkenntnisfähigkeit heranholen; wir hätten uns sonst angemaßt, unsere Überzeugungen irgendwann mit Wahrheit gleichzusetzen. Und weiter durften wir sie nicht von uns und unserer Erkenntnisfähigkeit wegschieben; sie wäre

sonst für uns hoffnungslos verloren. Es bleibt uns also gar nichts anderes übrig, als diesen Ort der Wahrheit besser zu beschreiben zu versuchen.

Literaturverzeichnis

- Almog, J., J. Perry, H. Wettstein (eds.) (1989), *Themes from Kaplan*, Oxford University Press, Oxford.
- Armstrong, David M. (1981), *The nature of Mind*, Sussex.
- Austin, John L. (1962), *Sense and Sensibilia*, Oxford University Press 1962, dt. Übers.: *Sinn und Sinnerfahrung*, Reclam, Stuttgart 1975.
- Bauer, Heinz (1968), *Wahrscheinlichkeitstheorie und Grundzüge der Maßtheorie*, de Gruyter, Berlin (es gibt mittlerweile schon die 4. Auflage).
- Bayes, Thomas (1764), „An Essays Towards Solving a Problem in the Doctrine of Chances“, *Philosophical Transactions of the Royal Society of London* 53, 370-418, wiederabgedruckt in: E.S. Pearson, M.G. Kendall (Hg.), *Studies in the History of Statistics and Probability*, Griffin, London 1970.
- Bealer, George (1982), *Quality and Concept*, Oxford University Press, Oxford.
- Beckermann, Ansgar (ed.), (1977), *Analytische Handlungstheorie Band 2. Handlungserklärungen*, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Bender, J. (1989), *The Current State of the Coherence Theory*, Kluwer, Dordrecht.
- Bennett, Jonathan (1971), *Locke, Berkeley, Hume*, Oxford.
- Bennett, Jonathan (1976), *Linguistic Behavior*, Cambridge, dt. Übersetzung *Sprachverhalten*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1980.
- Bieri, Peter (ed.) (1987), *Analytische Philosophie der Erkenntnis*, Athenäum, Frankfurt a.M.
- Bittner, Rüdiger (1992), „Is It Reasonable to Regret Things One Did?“, *Journal of Philosophy* 89, 262-273.
- Block, Ned (1991), „What Narrow Content is Not“, in B.Loewer, G.Rey (eds.), *Meaning in Mind. Fodor and His Critics*, Oxford.
- BonJour, Laurence (1985), *The Structure of Empirical Knowledge*, Harvard University Press.
- Brueckner, Anthony (1986), „Brains in a Vat“, *Journal of Philosophy* 83, 148-167.
- Burge, Tyler (1977), „Belief *De Re*“, *Journal of Philosophy* 74, 338-362.
- Burge, Tyler (1979), „Individualism and the Mental“, in: P.A. French, T.E. Vehling jr., H.K. Wettstein (eds.), *Midwest Studies in Philosophy IV, Metaphysics*, Minneapolis, pp. 73-121.
- Burge, Tyler (1986), „Individualism and Psychology“, *Philosophical Review* 95, 3-45.
- Carnap, Rudolf (1928), *Der logische Aufbau der Welt*, Ullstein, Frankfurt a.M., 4. Aufl. 1979.
- Carnap, Rudolf (1936), „Testability and Meaning“, *Philosophy of Science* 3 (1936) 419-471 und 4 (1937) 1-40.
- Carnap, Rudolf (1947), *Meaning and Necessity. A Study in Semantics and Modal Logic*, University of Chicago Press, Chicago, 2. Aufl. 1956.
- Carnap, Rudolf (1950), *Logical Foundations of Probability*, University of Chicago Press, Chicago.
- Carnap, Rudolf, Wolfgang Stegmüller (1959), *Induktive Logik und Wahrscheinlichkeit*, Wien.
- Castañeda, Hector-Neri (1981), *Sprache und Erfahrung*, Frankfurt a.M.
- Chisholm, Roderick M. (1957), *Perceiving. A Philosophical Study*, Ithaca, N.Y.
- Chisholm, Roderick M. (1989), *Theory of Knowledge*, Prentice Hall, 3. Aufl.
- Churchland, Paul (1981), „Eliminative Materialism and the Propositional Attitudes“, *Journal of Philosophy* 78, 67-90.

- Clark, Michael (1963), „Knowledge and Grounds: A Comment on Mr. Gettier's Paper“, *Analysis* 24, 46-48.
- Cox, R.T. (1961), *The Algebra of Probable Inference*, John Hopkins University Press, Baltimore.
- Craig, Edward (1979), *David Hume*, Klostermann, Frankfurt a.M.
- Cresswell, Max, Arnim von Stechow (1982), „De Re Belief Generalized“, *Linguistics and Philosophy* 5, 503-535.
- Davidson, Donald (1984), *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford, dt. Übersetzung *Wahrheit und Interpretation*, Suhrkamp.
- Davidson, Donald (1990), „The Structure and Content of Truth“, *Journal of Philosophy* 87, 279-328.
- Descartes, René (1641), *Meditationes de prima philosophia*.
- Deutscher, Max, C.B. Martin (1966), „Remembering“, *Philosophical Review* 75, 161-197.
- Doney, W. (ed.) (1968), *Descartes. A Collection of Critical Essays*, London.
- Dretske, Fred (1969), *Seeing and Knowing*, London.
- Dubois, Didier, Henri Prade, (1988), *Possibility Theory. An Approach to the Computerized Processing of Uncertainty*, Plenum Press, New York.
- Earman, John (1992), *Bayes or Bust?*, MIT Press, Cambridge.
- Eckensberger, L., U.Gähde (eds.) (1993), *Ethische Norm und Hypothese*, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Fine, Terrence (1973), *Theories of Probability*, Academic Press, New York.
- de Finetti, Bruno (1937), „La Prévision, ses Lois Logiques, ses Sources Subjectives“, engl. Übersetzung in H. Kyburg, H. Smokler (eds.), *Studies in Subjective Probability*, New York 1964.
- Fodor, Jerry (1975), *The Language of Thought*, Hassocks, Harvester.
- Fodor, Jerry (1981), *Representations*, Brighton, Harvester.
- Fodor, Jerry (1987), *Psychosemantics*, MIT Press, Cambridge.
- Fodor, Jerry (1991a), *A Theory of Content*, MIT Press, Cambridge.
- Fodor, Jerry (1991b), „A Modal Argument for Narrow Content“, *Journal of Philosophy* 88, 5-26.
- Fodor, Jerry (1994), *The Elm and the Expert*, Cambridge.
- van Fraassen, Bas C. (1984), „Belief and the Will“, *Journal of Philosophy* 81, 235-256.
- van Fraassen, Bas C. (1989), *Laws and Symmetry*, Oxford University Press, Oxford.
- Frank, Manfred (ed.) (1995), *Analytische Theorien des Selbstbewußtseins*, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Frankfurt, G.H. (1978), „The Problem of Action“, *American Philosophical Quarterly* 15, 157-162.
- Frege, Gottlob (1893), *Grundgesetze der Arithmetik*, Jena.
- Gärdenfors, P. (1988), *Knowledge in Flux*, MIT Press, Cambridge.
- Gentzen, Gerhard (1936), „Die Widerspruchsfreiheit der reinen Zahlentheorie“, *Mathematische Annalen* 112, 493-565.
- Gettier, Edmund L. (1963), „Is Justified True Belief Knowledge?“, *Analysis* 23, 121-123.
- Gödel, Kurt (1931), „Über formal unentscheidbare Sätze der Principia mathematica und verwandter Systeme I“, *Monatshefte für mathematische Physik* 38, 173-198; engl. Übers. in: J. van Heijenoort (Hg.), *From Frege to Gödel. A Source Book in Mathematical Logic*, Cambridge, Mass., 1967.
- Goldman, Alvin (1986), *Epistemology and Cognition*, Harvard.
- Goodman, Nelson (1955), *Fact, Fiction and Forecast*, 4. Auflage Harvard 1983, dt.: *Tatsache, Fiktion, Voraussage*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1988.
- Goodman, Nelson (1972), *Problems and Projects*, Indianapolis.
- Grice, H. Paul (1961), „The Causal Theory of Perception“, *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 35, S. 121-168.
- Grice, H. Paul (1989), *Studies in the Ways of Words*, Harvard.

- Haas-Spohn, Ulrike (1989), „Zur Interpretation der Einstellungszuschreibungen“, in: G. Falkenberg (Hg.), *Wissen, Wahrnehmen, Glauben. Epistemische Ausdrücke und propositionale Einstellungen*, Niemeyer, Tübingen, S. 49-94.
- Haas-Spohn, Ulrike (1995), *Versteckte Indexikalität und subjektive Bedeutung*, Akademie-Verlag, Berlin.
- Hacking, Ian (1975), *The Emergence of Probability*, Cambridge University Press.
- Hardin, Clyde L. (1987), *Colour for Philosopher. Unweaving the Rainbow*, Indianapolis.
- Hempel, Carl Gustav (1959), „The Empiricist Criterion of Meaning“, in A.J. Ayer (ed.), *Logical Positivism*, New York.
- Hempel, Carl Gustav (1961/62), „Rational Action“, *Proceedings and Addresses of the APA* 35, 5-23, dt. Übers.: „Rationales Handeln“, in: G. Meggle (Hg.), *Analytische Handlungstheorie, Band 1, Handlungsbeschreibungen*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1977, S. 388-414
- Hempel, Carl Gustav (1965), *Aspects of Scientific Explanation and Other Essays in the Philosophy of Science*, Free Press, New York; dt. Übers. des Titelaufsatzes: *Aspekte wissenschaftlicher Erklärung*, de Gruyter, Berlin 1977.
- Hintikka, Jaakko (1962), *Knowledge and Belief*, Ithaca.
- Hume, David (1739), *A Treatise of Human Nature*.
- Hume, David (1748), *An Enquiry into Human Understanding*.
- Hunter, Daniel (1991), „Maximum Entropy Updating and Conditionalization“, in W. Spohn, B. van Fraassen, B. Skyrms, *Existence and Explanation*, Dordrecht, S. 45-57.
- Hunter, Daniel (im Erscheinen), „Unifying Accounts of Knowledge“, *Synthese*, im Erscheinen.
- Jackson, Frank C. (1977), *Perception. A Representative Theory*, Cambridge 1977.
- Jeffrey, Richard (1983), *The Logic of Decision*, Chicago University Press, 2. Aufl.; dt. Übers. der 1. Aufl.: *Die Logik der Entscheidungen*, München 1969.
- Kant, Immanuel (1781), *Kritik der reinen Vernunft*.
- Kaplan, David (1969), „Quantifying In“, *Synthese* 19, 178-214.
- Kaplan, David (1977), „Demonstratives. An Essay on the Semantics, Logic, Metaphysics, and Epistemology of Demonstratives and Other Indexicals“, Manuskript. Abgedruckt in: J. Almog et al. (ed.), *Themes from Kaplan*, Oxford University Press, Oxford, 1989, pp. 481-563.
- Kemeny, G. (1955), „Fair Bets and Inductive Probabilities“, *Journal of Symbolic Logic* 20, 263-273.
- Krantz, D.H., R.D. Luce, P. Suppes, A. Tversky (1971), *Foundations of Measurement, Vol. I*, New York, pp. 202-214.
- Kripke, Saul (1972), „Naming and Necessity“, in: G. Harman, D. Davidson (Hg.), *Semantics of Natural Language*, Reidel, Dordrecht; als Buch: Blackwell, Oxford 1980; dt. Übers.: *Name und Notwendigkeit*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1981.
- Kripke, Saul A. (1979), „A Puzzle about Belief“, in: A. Margalit (ed.), *Meaning and Use*, Reidel, Dordrecht, pp. 239-283.
- Kripke, Saul A. (1982), *Wittgenstein on Rules and Private Language*, Oxford, dt. Suhrkamp Frankfurt a.M. 1984.
- von Kutschera, Franz (1976), *Einführung in die intensionale Semantik*, Berlin.
- von Kutschera, Franz (1982), *Grundfragen der Erkenntnistheorie*, de Gruyter, Berlin.
- Lehrer, Keith (1990), *Theory of Knowledge*, Westview Press.
- Lenzen, Wolfgang (1980), *Glauben, Wissen und Wahrscheinlichkeit*, Wien.
- Lewis, David (1979), „Attitudes de Dicto and De Se“, *Philosophical Review* 88, 513-543.
- Lewis, David (1986), „A Subjectivist's Guide to Objective Chance“, in D. Lewis, *Philosophical Papers Vol. II*, Oxford.
- Lewis, David (1994), „Humean Supervenience Debugged“, *Mind* 103, 473-490.

- Lewis, David (im Erscheinen), „Elusive Knowledge“, *Australasian Journal of Philosophy*, im Erscheinen.
- Lipschutz, Seymour (1976), *Wahrscheinlichkeitsrechnung. Theorie und Anwendung*, McGraw-Hill, Düsseldorf.
- Maher, Patrick (1993), *Betting on Theories*, Cambridge.
- Marinoff, Louis (1994), „A Resolution of Bertrand's Paradox“, *Philosophy of Science* 61, 1-24.
- Marr, David (1982), *Vision*, Freeman, New York.
- McGinn, Colin (1983), *The Subjective View. Secondary Qualities and Indexical Thoughts*, Oxford University Press.
- Meggle, Georg (ed.) (1979), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Mele, Alfred (1992), *Springs of Action*, Oxford.
- Moser, Paul K. (1989), *Knowledge and Evidence*, Cambridge.
- Newen, Albert, und Eike von Savigny (1996), *Einführung in die Analytische Philosophie*, Fink, München.
- Nozick, Robert (1993), *The Nature of Rationality*, Princeton.
- Pappas G., M. Swain (eds.) (1978), *Essays in Knowledge and Justification*, Cornell.
- Pearl, Judea (1988), *Probabilistic Reasoning in Intelligent Systems*, Kaufmann, San Mateo.
- Perry, John (1979), „The Problem of the Essential Indexical“, *Noûs* 13, 3-21.
- Pitcher, George (1971), *A Theory of Perception*, Princeton.
- Platon, *Theätet*, etwa Reclam, Stuttgart 1981
- Popper, K.R. (1934), *Logik der Forschung*, 9. Auflage, Mohr, Tübingen 1989.
- Putnam, Hilary (1975), „The Meaning of ‚Meaning‘“ in: H. Putnam, *Philosophical Papers Vol. 2*, 215-271; dt. Übersetzung *Die Bedeutung von ‚Bedeutung‘*, Klostermann, Frankfurt a.M. 1978.
- Putnam, Hilary (1981), *Reason Truth and History*, Cambridge University Press; dt. Übers.: *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1982.
- Putnam, Hilary (1983), *Realism and Reason. Philosophical Papers, Vol. 3*, Cambridge University Press.
- Quine, Willard V.O. (1951), „Two Dogmas of Empiricism“, *Philosophical Review* 60, 20-43; auch in: W.V.O. Quine, *From a Logical Point of View*, Cambridge, Mass., 1953; dt. Übers. in: W.V.O. Quine, *Vom einem logischen Standpunkt*, Frankfurt a.M. 1979.
- Quine, Willard V.O. (1953), „Reference and Modality“, in Quine, *From a Logical Point of View*, Harvard, dt. Übers. *Von einem logischen Standpunkt*.
- Quine, Willard V.O. (1956), „Quantifiers and Propositional Attitudes“, *Journal of Philosophy* 53, 177-187; auch in: W.V.O. Quine, *Ways of Paradox*, Harvard University Press, 1966.
- Quine, Willard V.O. (1960), *Word and Object*, MIT Press, dt. *Wort und Gegenstand*, Reclam, Stuttgart 1980.
- Raiffa, Howard (1968), *Introduction into Decision Analysis*, Addison-Wesley, Reading, Mass., dt. *Einführung in die Entscheidungstheorie*, München 1973.
- Ramsey, Frank (1929), „Truth and Probability“, abgedruckt in P.Gärdenfors, N.-E. Sahlin (eds.), *Decision, Probability and Utility*, Cambridge 1988, pp. 19-48.
- Rechenauer, Martin (1994), *Intentionaler Realismus und Externalismus*, Würzburg.
- Renyi, Alfred (1955), „On a New Axiomatic Method of Probability“, *Acta Mathematica Academiae Scientiarum Hungaricae* 6, 285-335.
- Rescher, Nicholas (1973), *The Coherence Theory of Truth*, Oxford University Press.
- Resnik, Michael (1987), *Choices*, Minneapolis.
- Röd, Wolfgang (1982), *Descartes*, Beck.

- Ryle, Gilbert (1949), *The Concept of Mind*, dt. *Der Begriff des Geistes*, Reclam, Stuttgart 1969.
- Salmon, Wesley C. (1967), *The Foundation of Scientific Inference*, Pittsburgh University Press, Pittsburgh.
- Salmon, Wesley C. (1989), *Four Decades of Scientific Explanation*, in P. Kitcher, W.C. Salmon (eds.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, Vol. XIII, pp. 3-219.
- Sartwell, Crispin (1991), „Knowledge is Merely True Belief“, *American Philosophical Quarterly* 28, 157-165.
- Sartwell, Crispin (1992), „Why Knowledge is Merely True Belief“, *Journal of Philosophy* 89, 167-180.
- Savage, Leonard (1972), *The Foundations of Statistics*, New York, 2. Aufl.
- von Savigny, Eike (1993), *Philosophie der normalen Sprache*, Suhrkamp, Frankfurt a.M., 3. Aufl.
- Schiffer, Stephen (1972), *Meaning*, Oxford.
- Schiffer, Stephen (1987), *Remnants of Meaning*, MIT Press, Cambridge.
- Shafer, Glenn (1976), *A Mathematical Theory of Evidence*, Princeton University Press.
- Shafer, Glenn (1978), „Non-Additive Probabilities in the Work of Bernoulli and Lambert“, *Archives for the History of Science* 19, 309-370.
- Shimony, Abner (1955), „Coherence and the Axioms of Confirmation“, *Journal of Symbolic Logic* 20, 1-28.
- Skyrms, Brian (1975), *Choice and Chance*, Encino, dt. Übers.: *Einführung in die induktive Logik*, Lang, Frankfurt a.M. 1989.
- Skyrms, Brian (1987), „Dynamic Coherence and Probability Kinematics“, *Philosophy of Science* 54, 1-20.
- Spohn, Wolfgang (1986), „The Representation of Popper Measures“, *Topoi* 5, 69-74.
- Spohn, Wolfgang (1988), „Ordinal Conditional Functions: A Dynamic Theory of Epistemic States“, in W. Harper, B. Skyrms (eds.), *Causation in Decision, Belief Change, and Statistics*, Vol. 2, Kluwer, Dordrecht, pp. 105-134.
- Spohn, Wolfgang (1991), „A Reason for Explanation: Explanations Provide Stable Reasons“, in: W. Spohn, B.C. van Fraassen, B. Skyrms (eds.), *Existence and Explanation. Essays Presented in Honor of Karel Lambert*, Kluwer, Dordrecht, pp. 165-196.
- Spohn, Wolfgang (1993), „Wie kann die Theorie der Rationalität normativ und empirisch zugleich sein?“, in: L. Eckensberger, U. Gähde (Hg.), *Ethik und Empirie. Zum Zusammenspiel von begrifflicher Analyse und erfahrungswissenschaftlicher Forschung in der Ethik*, Suhrkamp, Frankfurt a.M., S. 151-196.
- Spohn, Wolfgang (1994), „On Reichenbach's Principle of the Common Cause“, in: W.C. Salmon, G. Wolters (eds.), *Logic, Language, and the Structure of Scientific Theories*, Pittsburgh University Press, pp. 215-239.
- Spohn, Wolfgang (im Erscheinen), „Über die Gegenstände des Glaubens“, in: G. Meggle (Hg.), *Proceedings des 2. Kongresses der Gesellschaft für Analytische Philosophie*, de Gruyter, Berlin.
- Stalnaker, Robert (1984), *Inquiry*, Cambridge.
- Stalnaker, Robert (1990), „Narrow Content“, in: C. Anderson, J. Owens (eds.), *Propositional Attitudes: The Role of Content in Logic, Language and Mind*, Stanford, CSLI-Lecture Notes, No. 20, pp. 131-145.
- Stegmüller, Wolfgang (1970, 1973), *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Band II, Theorie und Erfahrung*. 1. Halbband 1970, 2. Halbband 1973, Springer, Berlin.
- Stegmüller, Wolfgang (1973), *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie, Bd. IV, Personelle und Statistische Wahrscheinlichkeit, 1. Halbband*, Springer, Berlin.

- Stegmüller, Wolfgang (1975), *Das Problem der Induktion. Humes Herausforderung und moderne Antworten*, WBG, Darmstadt.
- Stich, Stephen (1983), *From Folk Psychology to Cognitive Science*, Cambridge.
- Stich, Stephen (1990), *The Fragmentation of Reason*, MIT Press, Cambridge, Mass.
- Stroud, Barry (1977), *Hume*, Routledge, London.
- Stroud, Barry (1984), *The Significance of Philosophical Scepticism*, Oxford.
- Swartz, R.J. (Hg.) (1965), *Perceiving, Sensing, and Knowing*, New York.
- Tarski, Alfred (1935), „Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen“, *Studia Logica* 1, 261-405; auch in: K. Berka, L. Kreiser (Hg.), *Logik-Texte. Kommentierte Auswahl zur Geschichte der Modernen Logik*, Berlin 1971.
- Teller, Paul (1976), „Conditionalization, Observation and Change of Preference“, in W. Harper, C. Hooker (eds.), *Foundations of Probability Theory, Statistical Inference and Statistical Theories of Science*, Reidel, Dordrecht, pp. 205-259.
- Warnock, G.J. (Hg.) (1967), *The Philosophy of Perception*, Oxford.
- Williams, Bernard (1978), *Descartes. The Project of Pure Enquiry*, Penguin Harmondsworth, dt. Athenäum, Frankfurt a.M.
- Wittgenstein, Ludwig (1984), *Über Gewißheit*, Werkausgabe Bd. 8, Suhrkamp, Frankfurt a.M.